

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Armee schützen, so wie im Herbst Mussolini sich von der Schlagkraft unserer jungen Wehrmacht hatte überzeugen können. Diese beiden Heere schützen ihre Völker und ganz Europa vor dem alles vernichtenden Bolschewismus. Hitler und Mussolini und die von den beiden Staatsmännern geschaffene „Achse Berlin—Rom“ sichern den Frieden.

Durch die friedlichen deutschen Lande dröhnt das Pochen der Hämmer, das Rattern der Maschinen. Ohne Raft und Ruh regen sich die fleißigen Hände, um die gewaltigen Vorhaben zu vollenden. Das Netz der Reichsautobahnen wird immer dichter, der Verkehr immer umfangreicher. Nur einige wenige Einzelheiten will der Hintende aus der Fülle des Geplanten herausheben. Die deutschen Wasserstraßen sollen so ausgebaut werden, daß selbst die größten Rähne vom Rhein quer durch Deutschland in die Donau geschleppt werden können. In Osterreich werden gewaltige Industriewerke errichtet, deren größtes wohl in Linz entsteht. Das Eisen, das in den österreichischen Bergen gefördert wird,

soll dort im Hermann-Göring-Werk verarbeitet werden. In dem kleinen Städtchen Fallersleben bei Braunschweig legte der Führer feierlich den Grundstein zur Volkswagenfabrik. Heute noch zählt die Stadt wenige tausend Einwohner, aber in zwei Jahren werden es 60 000 sein. Großzügig und modern soll diese gewaltige Arbeiterfiedlung werden. Sie soll als leuchtendes Beispiel allen deutschen Gemeinden dienen. Das trostlose Hinterhofdasein, das noch so manche Arbeiterfamilie erleiden muß, soll ein für allemal vorbei sein. Die Volkswagenfabrik wird in wenigen Jahren unzählige Kraftwagen herstellen, deren Preis wirklich für die breite Masse der Bevölkerung erschwinglich ist. Eine ausgeklügelte Ratenzahlung wird die Anschaffung noch bedeutend erleichtern. In Berlin ahnt man, wenn man über die weiten Baupläze wandert, die großartige Neuplanung. Berlin wird auch in seinem Äußerem zur Reichshauptstadt. Und so soll auch für die kommende Zeit, ohngeachtet des Geschreies um uns herum, unsere Lösung bleiben: Wir bauen auf.

Heinrich Vierordt

Eltern, das ist euer Sohn!

In Oesterreich zu Leonding
da liegt ein Grab, schlicht und gering,
im Sonnenstrahl, im Mondenschein:
Die Eltern Hitlers schlummern drein -
ich beuge mich darüber hin
und flüstere zu den Schläfern drin:
Hört ihr, wie's aus dem Deutschen Reich
herüberbraust, Lenzstürmen gleich?
Dort siegeskühn, zieht einer her,
umbrandet von des Volkes Meer,
von seinem Volk, das, auferweckt,
die Hände sehrend nach ihm recht,
stürmisch begrüßt vom Glockenton -
Eltern, das ist euer Sohn!

Du nie genug zu pressend Paar,
das diesen Sohn erzeugt, gebar,
der Deutschland hell als Stern erschien!
Wo gibt's noch einen Sohn wie ihn?
So weit das All auch Menschen hält,
gibt's solchen nicht mehr auf der Welt,
der in Bescheidenheit gehüllt,

mit seinem Ruhm die Erde fällt!
Er, der mit starkem Zauberruf
der Deutschen Reiche drittes schuf,
der wieder scharf schliff Deutschlands Schwert,
Ehrlosigkeit in Ehr' gekehrt!
Vor ihm erschweigt der Feinde Hohn -
Eltern, und das ist euer Sohn!

Hört ihr's in tiefer Erde Schoß?
Von Alpenwänden ringt sich's los
und rauscht bis zu des Nordmeers Flut:
Uns rettete sein Löwenmut,
vor des Verderbens blut'gem Graus,
er zimmert' uns ein neues Haus,
umgab's mit sich'rer Mauern Kranz
in wunderbar kristallnem Glanz ...
In letzter, drohendster Gefahr
er Deutschlands echter Führer war!
Drum ihn des Volkes Ruhm und Lob
empor bis zu den Sonnen hob,
mit Donner- und Posaumenton -
Eltern, und dies ist euer Sohn!

Jugenderinnerungen an den Lahrer Hinkenden Boten

Von Agnes Miegel



licher waren in meiner Kinderzeit ein sorgfältig gehüteter Schatz der Großen. Man durfte sie bloß als Lohn besonderer Artigkeit besehen. Aber ein Buch war auch den Kleinen erreichbar — der Kalender! Und da war es bei meinen Vaterschwestern und dem größten Teil der

Meinen neben dem für die ostpreussischen Märkte und Zeitnachrichten unerlässlichen „Reblichen Preußen“ allemal der „Lahrer Hinkende Bote“, kurz „der Hinkende Bote“ oder „Der Lahrer“ genannt. Der buntgerockte Stelzfuß war mir schon vertraut, als ich erst auf meine Art in dem von ihm behüteten Hest „lesen“ konnte. Später las Tante Usche mir daraus vor, wenn ich Sonnabends bei ihr zu Besuch war und mal wegen besonders stürmischen Wetter oder allzu hohem Schnee über Nacht bleiben durfte. Die dunklen Läden waren zugekrampft, von der breiten Fensterbank kam der Duft der Primeln und allerersten Hyazinthen, draußen fauste der Schneesturm um das tiefe Dach, die alten Stalienerpappeln knarrten auf dem Kir-

chenplatz, der Schlag der Kirchenuhr klang windzerrissen zu uns in die stille Stiftsstube. Unsere abendliche GrüÙe — meist rötliche BuchweizengrüÙe, — war schon abgeräumt, auf der braunen Ripsdecke lag wieder das schimmernde weiÙe, kleine Tuch unter der Milchglaslampe, Tante Usche holte die Brille aus der schwarzen Schürze und griff nach dem Hinkenden. Ich saÙ mit aufgestüttem Kopf (ohne getadelt zu werden) begierig, daÙ ich eins der Bilder sehen durfte, und wir waren beide ganz vertieft in die lustigen Kalendergeschichten. Da waren solch drollige, kleine, die erzählte immer ein Mann, der Hebel hieÙ. In der alten „Gartenlaube“, die noch von der Großmutter stammte, durfte ich mal sein Bild sehen: es war so ein lieber alter Mann und er hatte ein Mädchen bei sich, gewiÙ seine Tochter, der er eben was erzählte. Die hieÙ Breneli. Ich verstand nicht immer, was die kleinen Geschichten meinten, aber Tante Usche deutete sie mir aus (wie wir das hier nennen). Sie las mir auch mal vor, was da alles stand von andern Ländern. Es geschahen viele Dinge in der Welt, die mir nicht gefielen und ich mochte auch gar nicht die fremden und meist härtigen Herren sehen, mit denen das zusammenhing. Der Hinkende selbst erzählte zwar davon — aber es standen auch bloÙ lauter Männer um ihn rum und ein kleiner Junge. Da war's schon zu merken, daÙ das nichts für mich war. Da waren lange Geschichten, die schienen sehr unterhaltsam, nach den Bildern zu urteilen — aber davon lieÙ ich mir lieber erzählen, denn sie waren sehr lang — für meine Verhältnisse. Ich habe bloÙ von einer einzigen etwas behalten, weil sie von einem alten Mann handelte der „Smker“ war. Wir kannten beide zuerst nicht diesen Ausdruck, aber wir entdeckten bald, daÙ er ein Bienenvater war, wie der gute alte Kantor in dem geliebten Sommer-

dorf, und so war auch dieser Alte unserer Zuneigung sicher. Das Beste aber waren immer die kleinen schwarzen Bilder. Sie waren von Konewka, den ich noch lange danach für ein Fräulein hielt, denn ich dachte, Konewka wäre ein Mädchenname, wie Lena oder Ursula. Das waren zu liebe Bilder! Tanzende Geschwister und Blumenzweige und Kinder mit einem Säckelchen! Sie waren zwar schwarz — aber wenn man eine Weile darauf hinblickte in dem sanften Lampenschein, dann wuchsen sie und wurden viel lebendiger, als alle Buntbilder es je waren! Unter den meisten stand ein hübsches Verschen, das man bald behielt! Und einmal stand da eine Geschichte, die war auch lang, aber Tante Usche las sie mir von Anfang bis zum Schluß vor, so schön war sie — die erzählte vom Waldbauernbub. Der hieß Peter, Peter Rosegger. (Und ich dachte, der wäre von uns vom Land, denn es gibt ja auch hier Roseggs, und die Salzburger Verwandtschaft hatte alles Namen, die wie seiner mit er endeten.) Waren die Geschichten aber zu schwer für mich, oder waren wir beide schon müde — dann war's lustig, vorn nachzusehen, auf welchen Tag unsere Geburtstage fielen und erst recht — aber das konnte bloß Tante Usche entziffern — unter welchem Planetenzeichen sie standen! Bloß den Mond konnte ich bald erkennen und ob dann abnehmend oder zunehmend Licht sein würde. Oder gar keins — dann hatte der Mond ein großes schwarzes Mohrengesicht. Man konnte vom Hinkenden auch erfahren, wie im nächsten Jahr das Wetter sein würde. Tante Usche sagte das auch immer der Mutter, wegen der Waschtage. Aber wenn im Kalender „mild und klar“ stand, regnete es stets. Uschchen meinte, es stimmte schon, aber für Süddeutschland — und der Hinkende wäre eben aus Lahr! Dann mußten wir immer sehr lachen. Er hatte uns doch selbst gesagt, daß dort genau zur gleichen Zeit Neumond und Vollmond war. Dann war auch da derselbe Himmel. Und damit das gleiche Wetter! „Das sind eben die Planeten!“ meinten die Großen. „Ja“, sagte Tante Usche, — „und im

Stillen Ozean ist eine Finsternis.“ Es war uns nicht so sicher wo der lag (das heißt, ich dachte dabei, es wäre das Haff!) aber doch bedrohlich. Was konnte einem solche Finsternis nicht alles anhaben, besonders bei ungünstigem Planetenstand? Jeder sah es ein, daß man da vorbeugend was für sich und die Seinen tun mußte. Da wußte eben der Hinkende auch die besten, allerbesten Mittel: Schweizer Pillen und Anker-Pain-Expeller und Kräutertees, aber es war ein Hafen dabei: Sie mußten verschrieben werden. Und wer hatte den Mut, das zu tun? Und wer das Geld, das zu bezahlen? Denn was gegen alle Leiden hilft — daß das eine Stange Geld kostet, das war sogar mir beim Anhören klar. Und außerdem war uns allen klar, daß der Vater uns zu dem raten würde, was es bei uns im Vorratsspind oder schlimmstenfalls in der Bärenapotheke gab. Und daß er uns auf unsere Befürchtungen eine kleine Geschichte erzählen würde, die uns ganz an den Mann mit dem Breneli erinnerte.

Es zeigte sich, daß er über diesen allerlei wußte, sogar vom Breneli, was ganz bestimmt nicht im Hinkenden stand — denn dann hätte mir's Tante Usche vorgelesen. Und er versprach mir, daß ich's auch lesen würde, wenn ich selbst erst ganz, ganz fließend diese Kunst meistern könnte. Aber es wäre sehr schwer zu lesen, in einem andern Deutsch. Da mußte ich, diesmal ganz für mich allein — sehr lachen. Denn der Hebel war ja auch aus Süddeutschland — und der Lahrer Hinkende, der sprach doch genau so wie wir!

Die bekannte ostpreußische Dichterin, deren tiefempfundene Gedichte, starke Balladen und feinsinnige Geschichten wir allen Lesern, die sie noch nicht kennen sollten, wärmstens empfehlen, hatte die Lebenswürdigkeit, uns diese Erinnerungen an den Lahrer Hinkenden Boten zur Verfügung zu stellen, aus denen eine so freundliche Wertschätzung unseres Volkstalers herausklingt, daß dem Hinkenden in der Erinnerung sogar die Geschichten F. P. Hebels zugeschrieben sind, die einst im Rheinländischen Hausfreund standen.

Die Schriftleitung.

Die Probe auf dem Kirchturmspitz

Von Karl Springenschmid



Die Uramer kriegen einen neuen Kirchturmspitz.

Der Zimmerer, der das Schindeldach im Auftrag hat, ist mit seiner Arbeit schon bald fertig. Rittlings hocht er zuhächst oben auf seinem

Hutschalken, greift um den Spiz herum und nagelt die letzten Schindeln an die Schalbretter. Der Schmied aber steht aufrecht, breit verstreizt im höchsten Gebälk, über die Brust frei in der Luft, und klopft, ehvor der Zimmerer den Turmgang zudeckt, die Auflagpöflster für das Turmkreuz zurecht.

Spuckt der Schmied, nachdem er eine Weil drauflosgehämmert hat, in die blaue Luft und sagt: „Kreuzteuß!“

„Mhm“, gibt der Zimmerer zur Antwort und haut mit dem Hackl ein Schindel zurecht, daß die Späne in die Luft tanzen.

Nach diesem Gespräch arbeiten sie wieder schweigend weiter, jeder an seiner Sach.

Dann spuckt der Schmied abermals weit im Bogen hinunter auf die Welt und sagt: „Kreuzteuß, Zimmerer, heut woll!“

„Mhm“, sagt der Zimmerer und probiert, ob das Schindel paßt.

„Heut woll“, meint der Schmied, „heut fät's kein langes Begräbnis brauchen!“

Schaut der Zimmerer von der Arbeit auf, hin, wo der Schmied in der Luft steht.

„Weil der, der da obifallt, glei dem Totengraber in die Grueben fallt!“

Da sperrt der Zimmerer voll Staunen das Maultor auf und fragt: „Wer fallt denn obi?“

„Obifallen tuet neamt“, sagt der

Schmied und haut wieder drauflos, „es is grad, daß ma red't!“

Das versteht der Zimmerer noch viel weniger, und als er seinen Hutschalken verstellen muß und auf die andere Seite des Turmes hinausreitet, da sagt er: „Dös is halt kein G'schäft für so an Schmied, da heroben. Der Schmied, der steht halt unten auf der Erden, bei sein Ambos und —“

„Und?“ schreit der Schmied und rückt noch ein Stück höher über den Turm hinaus. „Und? Mächst epper gar sagen, daß der Schmied, bal er auf dem Turm steht, kopfschiech wird, ha?“

Drauf sagt der Zimmerer nichts und schnichelt sich wieder seine Schindeln zurecht, hobelt die Auflage glatt und läßt die Späne in einer lustigen Kette hinunterringeln auf das Dorf.

Über der Schmied haut voll Mut auf sein Blech, daß der ganze Turm dröhnt, und spuckt wieder weitaus im Bogen hinunter. Dann sezt er an zu einer großen Red: „Auf der Erden“, sagt er, „beim Ambos! Und is epper nit mei Vater a Gamsjager gwesen, ha? Und is über die höchsten Wänd und auf die allerwildesten Gipfel? Lauter Jager und Bergführer in der Verwandtschaft! Is dös epper nit?“

„Dös sein no lang keine Dachdecker und Zimmerleut nit!“

„Dachdecker!“ schimpft der Schmied, „Zimmerleut, da sein mir die Jager schon lieber! Dös gibt erst das rechte Bluet! Dös spür ich bei mein Bue, beim Michele.“

„Beim Michele?“ fragt der Zimmermann erstaunt.

„Ja, beim Michele! Der is überall, wo mier halt sein, überall glei z' höchst oben. In der Stuben hocht er auf die Kästen, im Haus steigt er aufs Dach, im Baumgarten sitzt er in die höchsten Wipfel

und oben auf der Alm, da fragelt er auf die wildesten Felsen. Beim Michele, woll, da wird dös Bluet von der ganzen Verwandtschaft rebellisch. Der Bua, der wird amol a Bergführer oder so was, aber ganz a b'sunderer, a Herrenführer, verstehst . . .“

„Versteh woll“, sagt der Zimmerer, „aber mein Peterl kann er halt do nit an.“

„Dein Peterl?“

„Mhm.“

Da haut der Schmied auf das Blech hin, daß die Leut unten im Dorf den Kopf aufheben und emporschauen zum Kirchturmspiz, was da los ist. Der Zimmerer aber nagelt ruhig seine Schindeln weiter.

Nach einer Weil tut der Schmied einen tiefen Schnaufer, setzt mit der Arbeit aus und sagt: „Zimmerer, dös kann i nit so stehn lassen, hiez! Die Sach mueß austragen werden!“

„Was für Sach?“

„Die Sach mit mein Michele und mit dein Peter. Und i glaub, mier tragen die Sach glei da heroben aus. Ruest jeder sein Buem da auf den Kirchturmspiz auer, verstehst, und nacher — —“

„Nacher?“ fragt der Zimmerer.

„Nacher padt jeder sein Buem bei der Iedernen Hosn, verstehst, und haltet ihn aus dem Turm außen in die freie Luft. Verstehst? Nacher wird es sich erweisen, welcher von unsere Buem z'erst kopfschiech wird und zu schreien anhebt. Der nacher als erster schreit, der ist der schlechtere, verstehst?“

„Versteh woll!“ sagt der Zimmerer und schreit hinunter auf den Werkplatz: „Peter!“

„Michele“, schreit der Schmied hinüber in sein Haus, „der Michele soll auerkemmen auf den Turm!“

Nach einer Weile kommen die beiden Buben in den Turm heraufgestiegen. Sie klettern durch die Glockenstube und steigen über die langen Leitern herauf bis in den höchsten Spiz.

Der Schmiedmichele klettert voran, je näher er zum Vater kommt, desto langsamer. Mißtrauisch schaut er hinaus, wo der Vater im Gebälk steht, faßt mit einer Hand die höchste Leitersprossen und hält die andere schützend über seinen Haarschopf.

„Vater“, sagt er, „i hab aber hiez nit tan, gwiß nit!“

Wie er aber den Vater ganz freundlich dreinschauen sieht, da reckt er sich auf und schaut hinunter aufs Dorf.

„Gfallts dir da unten?“ fragt der Schmied.

Wieder prüft der Michele das Gesicht des Vaters. Dann sagt er vorsichtig: „Ja, Vater! Gfallen tuat's mir schun!“

„Nacher kimm!“ sagt der Schmied und faßt den Buben beim Hosnbund.

Der Zimmerer greift um seinen Peter. Der Schmied zählt — eins, zwei drei — und dann schwingen sie beide ihre Buben hinaus in die freie Luft.

Die Buben lassen Hände und Hagen hängen und warten still, was da geschehen soll. Wie man die Rakn aufhebt, hinten bei der Budlfalten, so halten die beiden Väter ihre Buben hinaus aus dem Turm, halten sie über die schwindelnde Tiefe und warten.

Eine Weile ist es völlig still.

Der Zimmerer schaut prüfend hinüber auf die andere Seite, wo der Schmiedmichele in der Luft hängt.

Der Schmied schaut zum Zimmerpeterl hinüber.

Dann warten sie wieder.

Es vergeht wieder eine Weile. Die beiden Buben hängen noch immer in der Luft.

Da sagt der Schmiedmichele plötzlich: „Vater —!“

Hiez kimm't's, denkt der Zimmerer.

„Halt's Maul, Bua“, sagt der Schmied.

Da wird der Michele wieder still.

Nach einer Weil hebt der Peterl an: „Vater?“

Uha, denkt der Schmied, hiez kimm't's.

„Was?“ fragt der Zimmerer.

„Vater“, schreit der Peterl und hebt zu

zappeln an, „dem Kirchenwirt da unten
sän die Säu auskemma!“

„Ja, Vater“, schreit der Michele, „dös
hätt i ah sagen wollen!“

Da schaut der Schmied den Zimmerer
an, und der Zimmerer den Schmied.

Aber keiner sagt ein Wort. Sie müssen
die Arme auf das Gebälk aufstützen, aber
fest im Griff halten sie die Hosenböden
und lassen die Buben über der Tiefe
hängen.

„Hiez fangt er sie wieder, seine Säu,
der Kirchenwirt“, sagt der Michele.

„Ja, Vater“, bestätigte der Peterl, jetzt
treibt er sie wieder ein!“

Wieder ist es eine Weile still.

Dann endlich hebt der Schmied zu
reden an und sagt: „Zimmerer, i glaub ...“

„Was glaubst denn, Schmied?“

„Zimmerer, i glaub, hiez sein sie lang
gnue draußen ghängt, unsere Buben.“

„Nacher tuen mir sie halt wieder
einer“, sagt der Zimmerer, tut aber nichts
dergleichen.

„Fang du an!“ meint der Schmied.

„Warum denn i?“ fragt der Zimmerer.

„I ah nit!“ sagt der Schmied.

Und die beiden Buben hängen weiter
hoch aus dem Turm, aber fest in ihren
ledernen Hosen, und schauen hinunter ins
Dorf, wie der Kirchenwirt seine Säu zu-
sammentreibt und den Stall zuschließt.

„Zimmerer“, sagt schließlich der Schmied,
„i glaub . . ., i glaub, mier können da
warten bis aufs jüngste Gericht. Dö
Malefizbueben, dö werden nit kopfschiech,
meiner nit und deiner nit!“

„Na“, sagt der Zimmerer, „kopfschiech
wird da keiner nit!“

„Sie sein guet, alle zwoa!“ sagt der
Schmied.

„Alle zwoa!“ bestätigte der Zimmerer.

Und dann stellen sie beide gleichzeitig
ihre Buben wieder herein.

Die Buben stehen und schauen.

„Belts Gott, Vater, fürs Schaugn
lassen!“ meinte der Michele und der
Peterl meint das gleiche.



Der Schmied zählt — eins, zwei, drei — und dann schwingen
sie beide ihre Buben hinaus in die freie Luft.

„Könnts schon gehn!“ sagt der Schmied.
Da klettern sie beide über die langen
Leitern hinunter in die Glockenstube und
aus dem Turm. Wie sie unten heraus-
gehn, fragt der Michele den Peterl:
„Kennst di du da aus?“

„Na!“ sagt der Peterl.

„I ah nit!“ sagte der Michele.

Und dann schauen sie beide, lange und
zweifelnd, hinauf auf den neuen Kirch-
turmspit.

Es ist herrlich, in einer Zeit zu leben, die ihren Menschen
große Aufgaben stellt.

Rede des Führers am 16. 10. 1934 in München



Von Hans Flügel

Immer schon lag dem Deutschen eine tiefe, heiße Sehnsucht nach Italien, nach dem sonnigen Süden im Blute. Diese geradezu schicksalhafte Sehnsucht führte einst deutsche Kaiser und Könige mit ihren Gefolgsmännern nach den lodenden, reich-gesegneten Gefilden Italiens, wo sie Glanz und Ruhm ernteten, wo sie sich aber auch oft so festlegten, daß sie fast der nordischen Heimat jenseits der Alpenpässe vergaßen und viele von ihnen schmach-lichen Tod und ruhmlosen Untergang fanden. Was aber niemals unterging in deutschen Herzen, das war dieses große Sehnen, das unsere Vorfäter immer wieder über die Alpen trieb, nach dem Land der Sonne, nach dem leuchtenden Süden. Dichter und Künstler lösten die Fürsten ab und ihres Geistes oder ihrer Hände Werk tat ein Übriges dazu, die stille Sehnsucht aufs neue zu wecken und zu stärken. Aber nur einem kleinen Kreis Aus erwählter oder Kindern des Glückes war es bis vor kurzem möglich, ihrer Sehnsucht auch die Erfüllung zuteil werden zu lassen. Der großen Mehrzahl unserer Volksgenossen, besonders aber dem deutschen Arbeiter, war eine Reise in das Land seiner Sehnsucht nach wie vor ein unerfüllbarer Wunschtraum und schien es zeit lebens zu bleiben.

Erst der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, jener wundervollen Feier-abend-Organisation aller schaffenden Deutschen, die alljährlich Hunderttausende von Volksgenossen auf Urlaub und auf weite Ferienreisen schickt, blieb es vorbehalten, nun auch diesen großen Wunsch-traum der Deutschen nach dem sonnigen Süden der endlichen Verwirklichung entgegenzuführen. An dem leuchtend blauen Himmel, den sonnenüberstrahlten landschaftlichen Schönheiten, den berückend

schönen alten und neuen Bauwerken und den unschätzbaren Kunstwerten Italiens sich zu erfreuen, das wurde nunmehr auch dem einfachsten deutschen Arbeiter erschlossen. In zehn großen Fahrten, teils zu Bahn und teils zu Schiff, wurden vom Oktober 1937 bis zum März 1938 25 000 deutsche Volksgenossen, Schaffende der Stirne und der Faust, nach den sonnigen Gefilden Italiens gebracht und durften damit die Erfüllung ihres Wunschtraumes erleben.

Als Gäste des italienischen Volkes betrat den deutschen Arbeiter das Geburtsland des Faschismus und lernten seine schönsten Städte und Landschaften, lernten aber auch das italienische Volk und insbesondere den italienischen Arbeiter kennen. Und darin liegt ja der grund-legende Unterschied gegen früher: Einst galten zwei Länder als befreundet, wenn ihre Staatsoberhäupter sich kannten und schätzten und sich zuweilen Staatsbesuche abstatteten; zwischen den Völkern selbst aber stand immer eine hohe Scheidewand. Heute besuchen sich nicht nur die Staatsoberhäupter, heute besuchen sich die Völker zweier so befreundeter Staaten, wie es Deutschland und Italien auf Grund gleichgerichteter Weltanschauung und gleicher Interessen im Laufe der letzten Jahre geworden sind. Eine Brücke von Volk zu Volk sind diese RdF.-Italien-fahrten, und deutsche Arbeiter sind Re-präsentanten ihres Volkes. Daneben erfüllen sie noch eine hohe kulturelle und ideelle Aufgabe, indem sie ein Stück Heimat zu jenen Volksgenossen bringen, die als Auslandsdeutsche im fremden Lande leben, das für diese mehr als eine seelische Stärkung bedeutet.

Es dürfte im Rahmen dieses Aufsatzes zu weit führen, die Reise in ihre Einzel-

reiten zu zerpfänden. Ihre Hauptpunkte fassen wir kurz zusammen. Auf dem Hinweg führt der Reiseweg durch einen der landschaftlich schönsten Teile der Schweiz, vorbei am sagenumwobenen Vierwaldstättersee, über die Gotthardbahn, die in der Kühnheit ihrer Anlage noch immer großartigste Gebirgsbahn Europas, weiter nach dem weltberühmten Frühlingskurort Lugano, der schon fast vollkommen italienisches Gepräge aufweist, und schließlich über die oberitalienischen Städte Como, Mailand und Pavia nach Genua, der ersten Hafen- und Seehandelsstadt Italiens, die zugleich eine wichtige Festung und Flottenstützpunkt ist. Wegen seiner herrlichen Lage, amphitheatralisch an den Höhen rings um das halbkreisförmige Hafenbecken, der Pracht seiner Paläste und Bauten, führt sie mit Recht den Beinamen „La Superba“, d. h. die Stolzge, die Prachtige. Weltberühmt die kostbare Pracht der wohl einzigartigsten Begräbnisstätte der Welt, das „Campo santo“. Orangenhauch würzt die milden Lüfte, Olivenhaine begrenzen die Küste des zauberhaft schönen Golfes von Genua, den Riviera-Strand mit seinen immergrünen Ketten. Dann führen uns die schmucken, stolzen RdF.-Schiffe, jedes ein schwimmendes Hotel, 624 Kilometer weit auf dem Seeweg, vorbei an der geschichtlich bedeutsamen Insel Elba, nach den sonnigen Gestaden von Neapel, wohl einer der schönsten Städte der Erde. Vedi Napoli e poi muori! Neapel sehen und dann sterben! Kein anderes Wort drückt mehr den Stolz des Italieners auf diese seine Märchenstadt aus. Seine zauberhaft schöne Umgebung, seine monumentalen Prachtbauten und Denkmäler, sein gewaltiges Nationalmuseum mit seinem unschätzbaren Besitz an Kunstwerken erschlossen dem deutschen Arbeiter eine Wunderwelt, die ihn unwiderstehlich in ihren Bann zog. Über allem thront der 1190 Meter hohe Vulkankegel des Vesuvius, der dem Stadtbild sein weltbekanntes Gepräge gibt. Staunend und bewundernd steht der Besucher vor den stummen Zeugen einer glanzvollen Vergangenheit

in dem ausgegrabenen Pompeji und erlebt unvergeßliche Stunden auf dem wahrhaft paradiesischen Eiland Capri.

Und weiter zieht das Schiff seine Bahn und führt deutsche Arbeiter über 314 Kilometer Seeweg nach dem lieblichen, üppig-fruchtbaren Palermo, der Hauptstadt des sonnigen Siziliens, die wohl mit Recht den bezeichnenden Namen „Conca d'oro“ — die „Goldmuschel“ führt. Hier steht der deutsche Arbeiter auf geschichtlich bedeutsamem Boden; hier ruhen im traumhaften Dämmer des herrlichen Domes deutsche Kaiser der Hohenstaufendynastie. Droben auf stolzer Höhe grüßt Monreale mit dem weltberühmten Kloster, dem bedeutendsten Baudenkmal der Normannenkunst auf Sizilien, mit seinen einzig in der Welt dastehenden Goldmosaikgemälden und dem malerischen maurischen Kreuzgang. Hier ruhen auch die Normannenkönige Wilhelm I. und II. Im Westen grüßt das Vorgebirge Monte Pellegrino herüber, das schon Goethe als eines der schönsten der Erde rühmte.

Weiter geht die herrliche Fahrt, drei Tage und drei Nächte lang auf hoher See, durch die landschaftlich so reizvolle Straße von Messina, vorbei am idyllischen Korfu, hinein in die ewig blaue Adria nach dem Traum aller Italiensfahrer, der Stadt der Brücken und Kanäle, der Lagunenstadt Venedig, das all seine tausendfältige Schönheit an Bauwerken und Kunstschätzen wie eine Märchenfee dem stauenden Auge des Beschauers offenbart. Und heimwärts führt der Weg durch das schöne Südtirol, durch die Pracht und Herrlichkeit der Hochalpen, bis die Heimat uns wieder einschließt in ihren heimeligen Schuß.

Das alles sahen und erlebten deutsche Arbeiter.

Wo in aller Welt sonst wäre das möglich? Die Welt müßte aufhorchen, die Arbeiter anderer Länder müßten endlich merken, daß der Marxismus nur leere Versprechungen macht, daß aber der Nationalsozialismus zur Tat schreitet. Der gewaltige soziale Fortschritt, der in Deutschland auf allen Gebieten seit 5

Jahren eingeleitet ist und täglich weitere Fortschritte macht, wird durch diese Tatsache aller Welt offensichtlich. Wir haben überall, wohin wir auch kamen, beobachten können, daß das reiche internationale Publikum, das diese Orte zu Zehntausenden besucht, erstaunt darüber war, nun plötzlich schaffende deutsche Menschen aus Werkstätten, Fabriken, Läden und Schreibstuben hier zu sehen. Arbeiter, die gleich ihnen, den verwöhnten und reichen Menschen, Museen, Galerien, Bauwerke und historische Stätten mit sachverständigem Ernst und voller Andacht besichtigten, die außerdem aber von unendlicher Lebensfreude und einem unsagbaren Stolz auf ihr deutsches Vaterland erfüllt waren. Diese deutschen Volksgenossen gaben ihnen die beste Lehre dafür, was Nationalsozialismus bedeutet.

Deutsche Arbeiter und Arbeiterinnen, die sich hier auf altem geschichtlich und kulturpolitisch wichtigem Boden bewegten, sahen alle diese Schönheiten mit tiefem Verständnis, mit offenen Augen und Sinnen. Sie waren die beredten Zeugen dafür, was das Dritte Reich auf kulturellem Gebiet in kurzer Zeit geleistet hat. Niemand hätten sie die Werke der Antike, die Schöpfungen der großen italienischen Baumeister so erkennen und würdigen können, wenn nicht der Nationalsozialismus ihnen die Möglichkeit gegeben hätte, sich in ihrer Freizeit durch Besuch von Vorträgen, Kursen, Museen, Sammlungen und Theatern geistig zu schulen. Hier zeigte sich die wundervolle Auswirkung des großen und einzigartigen Erziehungs- und Bildungswesens im Dritten Reich.

Der dritte große und überhaupt nicht hoch genug einzuschätzende Erfolg dieser Reise liegt auf politischem Gebiet. Wir waren nach Italien gekommen in der Er-

wartung, daß man uns freundschaftlich und herzlich aufnehmen würde, aber all unsere Erwartungen wurden weit übertroffen. Das italienische Volk war sichtlich bemüht, uns seinen Dank für die herzliche Aufnahme des Duce in Deutschland abzustatten. Jeder einzelne Italiener, mit dem wir in Berührung kamen, überbot sich in Freundschaft und Herzlichkeit; innige Kameradschaft und Vertrauen zeichnete jede Begegnung zwischen Deutschen und Italienern aus. Das ganze italienische Volk bestätigte die festen Freundschaftsbände, die zwischen den Führern der beiden großen Nationen geknüpft worden sind.

Diese unvergeßlichen Tage auf italienischem Boden ließen in uns allen die Erkenntnis reifen, daß die Achse Berlin—Rom fest wie Stahl ist, daß die Freundschaft und die politische Verbundenheit der beiden Völker unerschütterlich ist.

Im Laufe langjähriger journalistischer Tätigkeit hat man zahlreiche große politische Ereignisse aus nächster Nähe erlebt, viel Herrliches gesehen und insbesondere seit dem nationalsozialistischen Umbruch an fast allen großen Geschehnissen teilgenommen, die oft Herz und Sinne gefangen nahmen und die fest in der Erinnerung haften. Zu den größten und unvergeßlichsten Erlebnissen wird stets diese herrliche Italiensfahrt von 1800 schaffenden deutschen Volksgenossen gehören, eine Reise, die nicht nur allen Teilnehmern Freude und Erholung, sondern auch ein unerhört großes Erlebnis brachte, die darüber hinaus aber von großer politischer Bedeutung ist. Gerade diese Fahrt mit ihren ungewöhnlich starken Eindrücken erbrachte den Beweis für den gewaltigen sozialen, kulturellen und politischen Fortschritt, den wir dem Nationalsozialismus verdanken.

Die Arbeit ehrt die Frau wie den Mann. Das Kind aber adelt die Mutter.

Aufruf Adolf Hitlers zur Wahl am 31. 7. 1932

Die „Drion“ im Nebel

oder: Wie die hübsche, tüchtige Schiffersfrau endlich gezähmt wurde
Eine Küstengeschichte von Martin Luserke

Das dickbauchige Frachtschiff „Drion“ hatte seit Mittag schon das Segel einpacken müssen, weil sich der Wind im Nebel völlig verloren hatte. Jetzt am Spätnachmittag schob sich das Schiff mit ganz langsamer Fahrt vor den puffenden Motor her durch die Unsichtigkeit. Hätten sich nicht die Schaumperlen über die schwarzblanke Wasserfläche hin am Schiff entlang bewegt, so hätten die drei Leute an Bord glauben können, daß die „Drion“ jetzt schon seit ganzen Stunden nicht mehr aus dem Mittelpunkt einer kleinen, kreisrunden offenen Fläche in diesem Weltall von grauem Dunst herausgekommen wäre.

Aber von Zeit zu Zeit kam ja auch noch ein Anzeichen, daß man fuhr. Aus dem Nebel vorn tauchte immer wieder eins der Birkenstämmchen auf, mit denen die tiefen Fahrinnen im Watt durch die seichten Gewässer hin kenntlich gemacht werden, die zur Ebbezeit völlig trocken daliegen. Als grauer Schattenstrich war immer wieder so ein Stämmchen plötzlich da, wurde im Heranziehen neben dem Schiff die kurze Zeit zu einem scharf gezeichneten Bild und verdämmerte dann wieder hinten. Vorn auf dem Schiff neben der Ankerwinde stand der alte Bootsmann und stach mit einer langen Stange regelmäßig ins Wasser, um das unsichtbare Ufer nach dem flacheren Grund hin nicht zu verlieren. Hinten im Schiff stand der junge Schiffer Uko aufmerksam vornübergebeugt, in seine nebelnasse Friesjade vertrocken, und den Balkenhebel des Steuerruders zwischen die Knie geklemmt.

Schiffer Uko leckte verdrossen an seinem weichen, blonden Schnurrbart. Die Schiffersfrau, seine junge, hübsche und, verdammt nochmal, geradezu schredlich tüchtige Frauke hatte ihm nun an diesem Nebelnachmittag zum achtenmal schon vorgerechnet, daß sie unbedingt heut abend

noch vor der Insel jenseits des Watt zu Anker kommen mußten. Denn mit der nächsten Ebbe morgen früh mußten doch die Wagen schon neben der „Drion“ aufahren können, um die Backsteinladung auf die Insel zu schaffen. Nicht wahr, sie mußten doch in diesem April noch das verdienen, was Frauke im Blick auf das im Herbst zu erwartende erste Kind angekehrt hatte.

Ja gewiß, Kütt Dern, bloß hier ist man auf See.....

Klapp, war die Tür zum Kajütenniederengang hinter Frauke zugeschlagen. Ganz vorn auf dem Schiff war der alte wüste Besmann (Vorarbeiter) Canopus für den Schiffer nur als ein Schattengebilde zu sehen. Aber an dem Ton, mit dem der Alte beim Ausstechen des Grundes jetzt „sieben Fuß“ mit hohler Stimme nach hinten sang, war zu merken, daß auch Canopus vorn den wohlbekanntenen Knall gehört hatte.

„Wenn der Meister doch bloß mal richtig schnauzen würde“, brummte er vor sich hin und stachelte den Sandgrund manns-tief unter Wasser, als wenn da irgend-etwas hätte helfen sollen gegen die Hübschheit und Tüchtigkeit einer jungverheirateten Schiffersfrau. „Siebeneinhalb Fuß!“

Hinten schaute Schiffer Uko jetzt wie ein nahgeregnetes eisernes Standbild geradeaus. Denn vor ihm hatte sich Frauke schon wieder auf das Kajütendach gesetzt. Und weil sie in ihren dicken Friesumhang gewickelt war, mußte sie unten mit ihrer Arbeit fertig sein. Ganz seitwärts im Augenwinkel hatte der Schiffer einen Schimmer von Fraukes frischem, aber ungnädigen Gesicht. Es war ihm richtig etwas heiß unter der Weste. Aber, zum Donner, man war doch hier auf See.

Ein wüstes Gepolter scholl vom Vorderteil des Schiffs her. Der alte Canopus hatte den Bootshafen auf den Bohlen-

gang geschmissen, der innen um den Rand des ganzen Schiffes führte. „Fünf bloß noch“, tutete er nach hinten, „und die Priden (Birkenstämmchen) sind auch weg. Wir müssen ankern“.

„Ach, ihr Männer wollt ja bloß schon wieder Feierabend machen“, spottete Frauke. Klapp, Klapp, war sie schon mit ihren Holzschuben unten auf dem Gangbord und eilte nach vorn, während der Schiffer den Stellgriff des Motors zurückschob. Die Maschine bullerte erleichtert los, aber das schwergeladene Schiff mußte ja erst seine Fahrt auslaufen, ehe der Anker ins Wasser rauschen konnte.

Vorn hatte der alte Canopus gerade mit der Schnapskruke die Höhe der unsichtbaren Sonne zu messen versucht. Die Kruke war an Deck verboten, seitdem die blonde tüchtige Frauke hier auf der „Orion“ für die Ordnung sorgte. „Holzschuhe haben doch mancherlei Nutzen“, grinste der Alte, als er das ebenfalls wohlbekannte Klapp Klapp vernahm und verstaute sein Instrument hinter der Ankerwinde. Nun würde auch er heran müssen und sich mit dieser unbequemen Frau Geschichten aus der Jugendzeit erzählen.

Über schließlich ist es nicht Sache des Bestmanns, dem Schiffer die Frau zu erziehen. „Die Priden kommt nicht mehr“, brummte er dem im Nebel heranklappenden Schatten entgegen.

Auch den Namen Canopus hatte ihm diese schrecklich tüchtige Frau angeschafft. Der Alte war in seinen besseren Jahren als Steuermann auf fernen Meeren gesegelt, und er klöhte gern von den merkwürdigen Tatsachen, die es auf der Welt gibt, wenn man das feste Land erst einmal hinter sich gelassen hat. Der Stern Canopus spielt bei der Navigation in der Südsee eine Rolle, und Frauke schien dieser Name trefflich zum Wesen des großen, aber schloddrigen, weißbärtigen Alten zu passen.

Frauke war einfach schrecklich. Gerade als ihre Schattengestalt vor dem Bestmann vorn plötzlich zu einem buntfarbigem Bilde wurde, tauchte zwanzig

Schritt vor der „Orion“ aus dem Nebel die vermählte Priden auf. „Da ist sie ja!“ sagte die Frau mit beleidigender Ruhe. Canopus hätte sich gar nicht gewundert, wenn das dußlige Birkenstämmchen im langsamen Herangleiten geantwortet hätte: „Was bleibt einem denn schon übrig.“

„Priden auf Steuerbord (rechts)“, sang der Alte nach hinten. Der Motor begann wieder dumpf zu puffen, und Canopus griff aufs neue zur Stange. Die Frau würde doch die Kruke hinter der Ankerwinde nicht bemerkt haben?

„Frauke“, versuchte er eine Unterhaltung anzuspinnen, als die Holzschube hinter ihm gar nicht nach hinten wegklappern wollten, „Frauke, bei so didem Wetter soll man hier auf dem Watt nicht festlaufen.“

Frauke beschwichtigte ihn, das wäre auch keineswegs ihre Absicht, und gerade deswegen wollte sie ja auch einmal hier vorn nach dem Rechten sehen.

Nämlich, wenn die Sandbänke hier bei Ebbe herauskämen, versicherte der alte Seemann, dann gingen an manchen Stellen die toten Bauern noch ihre Äder bestellen zu Ebbezeit. Da sind ja in den alten Zeiten ganze Dörfer abgesehen hier draußen vor der Küste . . . zum Beispiel gerade auf diesen Bänken gibt es den Nebelvogel, ein Riesenkorn mit der Sense über der Schulter . . .

Die Holzschube hinter Canopus klapperten einen kleinen Schritt zurück. „Die Hölle voll Seewasser, die Frau würde doch von dort aus nicht etwa hinter die Ankerwinde sehen können!“

„Das soll wohl sein“, spottete Frauke, „daß sie dann in der Nacht, wenn wir auf den Sand geraten, ums Schiff herumackern, und morgen, wenn es hell wird, liegen wir mitten in einem reifen Kornfeld.“

Plötzlich schob es den Alten beiseite und griff unter ihm zu, und dann plumpste die Kruke über Bord.

Der Seemann schweigt ja, wenn das übergewaltige Schicksal tatsächlich eingreift. Aber Canopus mußte doch denken,

Daß eines Tages die ganze Welt nicht mehr weiterkommen würde in der dumpfen Wut über die Hübschheit und Tüchtigkeit der Frauen. Und wie zur Bestätigung zog tief unterm Bauch der großen, schweren „Orion“ sofort auch ein dumpfes Schlurren und Schleifen hin.

„Muschelbank!“ bellte Canopus, und der Motor hinten fing wieder heftig zu ballern an. Aber gleich darauf schon spürten sie alle einen sanften ziehenden Stoß, und die „Orion“ saß auf dem Sandgrund.

Es war schlechte Stimmung an Bord in den Stunden der Dämmerung, die jetzt kam. Die Ebbe war zwar schon über halb vorbei, und bei dem stillen Wetter mußten sie mitten in der Nacht in aller Ruhe wieder flott werden. Aber was half ihnen das im Stockdunkel dieses Nebelwetters. Das Wasser lief mit leisem Gurgeln vom Schiff weg, und die schwarzen Seitenwände stiegen immer höher herauf.

Als es richtige Abenddämmerung geworden war, lag die „Orion“ trocken mitten auf einem kleinen, kreisrunden geriffelten Sandfeld. Das Abendessen war vorbei. Canopus hatte sich schon für diese Veranstaltung mit seiner Blechkumme nach vorn in seine Höhle unter der Ankerwinde zurückgezogen. Er hatte es dort gemüthlicher als der junge Schiffer Alfo in der Kajüte.

„Ich gehe noch einmal nach den Priden suchen, solange es hell ist“, beschloß Frauke ein lastendes Schweigen. „Damit doch wenigstens einer irgendetwas tut.“ Frauke war schrecklich, weil sie bei alledem so hübsch war.

Vergebens riet der junge Fischer dringend ab. Wenn die Flut auch nur ein bißchen Wind brachte, würde der Nebel schon in Bewegung kommen. Und was half ihnen schon eine einzelne Pride!

Aber Frauke hatte doch auch vorhin die Pride sofort gefunden, und sie würde auch noch die nächste dazu finden. Daß es kein Spaß ist, bei Nebel hier auf den Sanden zu laufen, wußte sie als Frau von der Rüste so gut wie diese schwerfälligen Männer. Sie würde sich natürlich nicht aus der Rufweite entfernen. Und dann

hinterläßt man auf dem Sand doch auch Fußtapsen!

Auf zehn Schritte sah Frauke das Schiff noch hinter sich als eine dunkle, vom Nebel riesenhaft vergrößerte Masse. Es war wirklich ein kleiner Entschluß nötig, um noch weiter wegzugehen. Der vertraute Schatten wurde rasch undeutlich, und dann war er plötzlich weg. Aber ihre Fußtapsen sah die Frau ganz deutlich hinter sich über das geriffelte Sandfeld stehen. Frauke zählte ihre Schritte und nahm sich fest vor, nur geradeaus und nicht mehr als hundert Schritt wegzugehen.

Nachdem sie aber in dieser Zeit schon über die zweite Muschelbank hatte wegsteigen müssen, hatte die tüchtige Frau doch ein etwas unbehagliches Gefühl. Stimmt es mit der Richtung noch? Irgendwo ganz fern im Nebel brummte es dumpf. Natürlich war das die Heultonnie, die im tiefen Fahrwasser in der Nähe der Insel lag. Der alte Säuser Canopus würde von den Rügen der toten Bauern faseln, dachte Frauke tapfer und fühlte dennoch, daß in dieser geheimnisvollen Nebelwelt etwas von bedrohlicher Übermächtigkeit lauerte. Zum Beispiel, wenn es diese gespenstischen Rüge wirklich gäbe, würde einem das hier ja auch nicht anders zu Gehör kommen . . .

Als Frauke etwas hastig auf ihren Fußtapsen zurückzugehen begann, geriet sie zwischen den Streifen der Muschelbänke bald durcheinander. Plötzlich liefen auf einem Sandstreifen die Fußtapsen vor ihr weg, die ihr doch entgegenkommen sollten. Und dann kam ein Streifen, auf dem zwei Fährten nebeneinander hin und zurück führten. Alle Vernunft sagte der jungen Frau als einem Kinde aus altem Rüstengeschlecht, daß es höchste Zeit war, jetzt lauthals nach der „Orion“ zu rufen, besonders, da es plötzlich dunkler zu werden begann. Aber sie konnte ja unmöglich weit vom Schiff weggekommen sein! Sollten die Männer etwa spöttisch auf sie herunterblicken, wenn sie wohl möglich dicht neben der Bordwand wie ein verlassenes Schaf um Hilfe bähte?

Während Frauke versuchte, ganz kaltblütig und sorgfältig auf ihre Fußstapfen zurückzukommen, die sie zum Verzweifeln immer zahlreicher auf den Sandstreifen zwischen den Muschelbänken antraf, gelobte sie sich heilig: es wird ganz still abgewartet, bis die Leute von Bord riefen. Dann würde die Schiffersfrau ganz gelassen aus dem Nebel austreten und fragen, was denn nun schon wieder für ein Umstand sei. Wahrscheinlich war es überhaupt besser, nicht mehr herumzusuchen, sondern auf dem Fleck, wo sie jetzt stand, auf das Rufen zu warten. Es war aber doch schon so, daß Frauke sich immer ängstlicher vorbeugte und das Ohr in den Nebel förmlich hineinstreckte nach der



Da sah Frauke zehn Schritt seitwärts plötzlich auch die Schattengestalt des Nebelvogts.

Richtung hin, wo die „Drion“ liegen mußte.

Endlich, endlich kam der Ruf von Ufos Stimme ziemlich hohl und fern, und er kam von einer ganz anderen Seite, als sie es erwartet hatte. Frauke konnte nicht

verhindern, daß sie mit einem hellen Schrei antwortete, und dann jagte sie dem Ruf entgegen. Und dann — ja dann packte sie ein lähmendes Entsetzen, als nicht der Schatten der „Drion“ auftauchte, sondern plötzlich vor ihr strömendes, dunkles, tiefes Wasser war. Ein heißes verzweifelttes Gefühl hatte die Frau in diesem Augenblick, wie vertraut doch die kleine Welt der „Drion“ in Wahrheit wäre — ja, und auch die beiden Mannsbilder auf ihr . . .

Aber als wollte die Gespenstigkeit der Nebelwelt sich erst jetzt in voller Größe überwältigend aufrichten, sah Frauke zehn Schritt seitwärts von sich nun plötzlich auch die Schattengestalt des Nebelvogts. Riefengroß mit der Sense über der Schulter stand er da, so wie ihn Canopus beschrieben hatte. Es war ein Glück für Fraukes Würde, daß der Schreck nur einen kurzen Augenblick dauerte. Denn es war nur die Stimme des alten Säufers selber, die von der unheimlichen Erscheinung her brummte: „Die Priede steht doch an der andern Seite längs dem Wasser.“

Es läßt sich nicht leugnen, daß Frauke auf den alten Kerl zugeht wie's Kind auf den Weihnachtsmann. Und sie lächelte noch ebenso sanft, als sie in der Nähe bemerkte, daß sich der wüste Sausbruder wahrhaftig auf dem trocknen gelaufenen Sand die Schnapskrüge wiedergesucht hatte. Schließlich sind die Männer ja doch wohl immer noch das Beste, was es von dieser Art in der Welt gibt . . .

Als Frauke aber hinter Canopus her plötzlich wieder an die „Drion“ gekommen war, die tatsächlich dicht daneben lag, empfing der schweigsame Ufo seine tüchtige Frau doch mit einem so krachenden Donnerwetter, wie sie es sich nie hätte träumen lassen, daß er's in seinem Leben fertigbrächte, und noch weniger, daß sie es hinnehmen würde. Frauke verschwand ganz zahm und klein in der Kajüte, während der Schiffer auf dem Gangbord hin- und herklokte. Da er nun einmal in Fahrt gekommen war, schnauzte er auch

gleich weiter, auf Canopus und auf das Wetter und auf die Badsteinladung — das gute Schiff selber war das einzige, versteht sich, was nichts abbekam. Canopus aber verzog sich vorn mit der Schnapsfruke wieder in seine Höhle unter der Ankerwinde. Er grinste teuflisch in seinen weißen Kranzbart hinein und war unbeschreiblich glücklich.

Mit der Flut kam in der hereinbrechenden Nacht tatsächlich etwas Wind auf. Als sie gegen zehn Uhr flott waren, erschienen hoch über ihnen die ersten Sterne. Und dann war es plötzlich bis zum nordwestlichen Horizont hinunter freie Sicht, und die Lichter der Insel schwammen auf dem Wasser. Sie waren gar nicht weit aus dem Kurs gekommen. Canopus klapperte den Anker herauf, während der Schiffer den Motor anwärmte, und bald darauf puffte und zog die „Orion“ friedlich über das dunkle Wasser ihrem Ankerplatz zu.

„Nun können wir ja doch morgen ausladen“, sagte Frauke, die an Deck gekommen war und legte den Arm von rück-

wärts her um Alkos breiten Rücken. Natürlich mußte der Schiffer achtsam nach vorn schauen, aber Frauke spürte



„Nun können wir ja morgen ausladen“, sagte Frauke.

doch, daß er sie gerade noch im Augenwinkel hatte, und diesmal wurde es ihr heiß unter der dicken Hülle.

Leute vom Walde

Von Hans Christoph Kaergel

Es sieht heut nicht gut aus. Die Luft schmeckt nach Schnee. Vater Lorenz bleibt länger, als es sonst seine Gewohnheit ist, vor dem Hause stehen und sucht den Himmel ab. Weit kann er nicht blicken. Der Ramm der Berge ist vom Nebel ausgelöscht. Der Wald steht unbarmherzig schwarz am Dorfeingang. Die Dächer glänzen wie nach einem langen Regen. Da tritt sein Sohn hinzu. Er will es nicht glauben, daß es heute noch Schnee geben wird. Die Berge brauen die Wetter nach ihren eigenen Gesetzen. Die Menschen, auch wenn sie noch so klug sind, können das Geheimnis nicht ergründen. Sie können es nur erfühlen — wie die Bäume und Tiere im Walde. Der

„Junge“ wird das auch schon noch lernen müssen. Vater Julius Lorenz sagt immer noch „der Junge“ zu ihm, obwohl der Amand bald an die Dreißig heran ist und von Tag zu Tag ihm die Führung von Pferd und Wagen und alle schwere Handtierung mehr und mehr aus der Hand nimmt. Wenn er im Frühjahr sich Menzels Marie ins Haus nehmen wird, ist es vor aller Welt offenbar, daß Julius Lorenz der Alte ist, mit dem man behutsamer umgehen muß.

Aber das soll der Junge nicht merken, darum ist Julius Lorenz alle Tage mit aufgefahren und hat sich noch mit den nassen Hölzern geschleppt. — Aber heut schmeckt ihm die Luft nicht. Der Nebel

wird mehlig und friert gar auf der Zunge. Man sieht ihn in langen Rauchschwaden über das Dorf herniederfallen. Es liegt ihm schwer in den Knochen. Aber er kann es dem Jungen nicht austreten. Der sieht nicht hinter die Wolken, er sieht nur die Stunde und die gibt ihm recht. Der Warmbrunner Baumeister braucht das Holz, sie haben es ihm fest versprochen. Da darf kein Tag ausfallen. Was kann ihnen auch zustoßen? Wenn droben das Wetter unwirkt, spannen sie aus und geben es auf. Sie kennen ja jeden Schleifweg, jeden Baum und hocken nicht bis zur Nacht im Walde. Aber Julius Lorenz will nicht nachgeben. In dem Jungen geht der Großvater wieder um, der hier im Walde lebte und starb. Der mußte auch alle Tage in seinen Wald gehen. Von ihm kam das Wort, das dem Jungen so gefiel: „Die Bäume reden nicht, aber sie sind treu!“ Das war wohl gegen die Menschen gerichtet und paßte nicht für einen jungen Kerl. Aber dem Umand waren schon genug Menschen über den Weg gelaufen und darum mußte er seine eigene Meinung haben. Er war doch ein junger Bursche wie alle andern, aber er ließ sich von den Städtern, die alle Jahre in die Berge kamen, nicht einfangen. Denn die Fremden kommen und gehen wie das Wetter — nur der Wald bleibt und der Berg! Zu diesen beiden gehört der Umand genau so wie sein Vater. Im Walde beim Holzen, auf den einsamen Waldwegen sind sie beide einander unentbehrlich geworden. Es ist etwas anderes um den Menschen, dem der Vater zugleich Mutter sein muß. Denn Umand verlor die Mutter viel zu

früh. Der Vater hat auf den Jungen nicht viel eingeredet. Sie lebten halt zusammen. Wenn er nicht ganz so geworden war wie die andern, so mochte der Wald daran schuld sein.

Was sollte nun heute werden? Sollte Vater Julius vor dem Jungen klein werden? Der Wald hält nur die Tüchtigen, die es mit allem aufnehmen. Ist er nun schon so weit, daß er vor dem Umand abtreten muß? Solange es geht, soll Umand noch den Vater spüren, zu dem er aufschauen kann. So denkt Julius Lorenz. Er streicht sich den weißen Bart aus dem Munde. Der Nebel setzt schon an. Es wird ihm Spaß machen, den Jungen einmal klein zu kriegen. Es könnte ihm nichts schaden, denn er geht sonst gar zu forsch ins Leben.

An den Bärensteinen kommt der Wind. Die Pferde schütteln sich. Das klingelt lustig durch den Wald. Nun muß man sich schon den Regensack überwerfen. Der Wind wirft den kalten Nebel ins Gesicht. Aber das ist besser als Schnee. — Das Holz liegt oberhalb der seltsamen Steingruppe, die der Volksmund „die Semmeljungen“ nennt. Der Schleifweg muß in zwei kühnen Bogen über den Abhang herunterkommen. Vor Jahren ist hier einmal ein Fuhrwerk heruntergestürzt. Zwei Holzer und zwei Pferde sind im Rotwassergrunde elend zu Tode gekommen. Aber damals hatten sie sicher noch nicht die guten Bremsen.

Gerade wie der alte Lorenz beim Aufladen der Stämme ist, setzt der Schnee ein. „Ach, der macht nischt, den frist die warme Erde auf, der ist zu naß!“ Der Junge will recht behalten. Er arbeitet

Proklamation des Führers am 11. 9. 1935 in Nürnberg

Das nationalsozialistische Bekenntnis ist . . . keine Angelegenheit des Parteibuches, sondern das Parteibuch kann nur sein die äußere Bestätigung des inneren Bekenntnisses. Dieses Bekenntnis aber verpflichtet zu einer fortgesetzten Selbsterziehung und einer ebenso andauernden Werbung und Verbreitung.

heut für drei. Aber der Nebel dunkelt schon um die Ladestelle. Die Pferde wachsen zu riesigen Gestalten. Das ist gar kein Nebel mehr. In dicken Flocken fällt eine ganze Schneewolke über Wald, Pferd und Mensch. Und wenn auch der warme Boden noch dampft und kocht, der Schnee kühlt die Erde schnell ab, er bleibt schon liegen. Er füllt die Wagenrinne aus. Er hüllt die Pferde ein. Julius Lorenz sagt nun nichts mehr dazu. Er läßt die Arme wie zu einer Maschine werden. Er wirft Stange um Stange auf den Wagen und zieht die Ketten fester an. Es gehen noch fünf, sechs Stangen darauf. Dann kommt der Augenblick, auf den er gewartet hat. Der Junge lenkt ein. „Verflucht nochmal, Vater, das hätte ich nicht gedacht! Wir müssen aufhören!“ — Der Junge gibt sich geschlagen. Er drängt zur Abfahrt. Nun ist es der Vater, der mit einem Male keine Eile hat. Er läßt sich nicht abhalten, er schleppt immer noch einen Knüppel heran. Die Pferde fangen an zu frieren. Sie werden unruhig. Ein- zweimal schon hat der junge Lorenz gefragt, ob es nicht an der Zeit wäre, abzufahren. Aber solange der Alte nicht aufhört, kann auch er nicht abhauen. Amand Lorenz fühlt, es beginnt ein Kampf zwischen ihm und dem Vater. Endlich ruft der Alte: „Fertigmachen!“ Die Abfahrt kann beginnen. Der junge Lorenz will lieber die Pferde ausspannen und morgen das Holz mit dem Schlitten herunterholen. Die Räder gehen schon tief im Schnee. Freilich, sie ersparen sich dadurch ein paar Klöcher, die sie sonst zum Bremsen gebrauchen. Aber der Vater läßt sich auf nichts ein. Er will noch abfahren. Der Vater bleibt hinten an den Bremsen, der Sohn bei den Pferden. So fahren sie schon Jahr für Jahr bei jedem Wetter. Der Schnee läßt den Wagen schon gehörig schaukeln. Überall hat er Wächten aufgeschüttet. Die Pferde sind endlich warm geworden und fallen in die Riemen. Sie reißen den schwer beladenen Wagen durch. Den jungen Lorenz ärgert das. Es geht besser, als er es dem alten Vater prophezeit hat. Da packt der Schnee-

sturm an der ersten Rehre unterhalb der Ludersteine von Westen her Pferd und Wagen an und bringt die Holzfuhr ins Schleudern. Jetzt hängt alles vom Vater ab, der in den Bremsen hängt. Der Sohn mag sich nicht umwenden. Es sieht immer schlimmer aus, als es ist. Der Vater muß sich an einigen Stellen vom Bremskloben mitschleifen lassen und selbst ein Stück lebendige Bremse bilden. Es ist schon mancher dabei unter die Räder gekommen. Alle Jahre begraben sie einen in den Bergen. Der Vater kann einmal der nächste sein. Aber der alte Lorenz kennt sich aus. Und wenn sich alles dagegen stemmen würde, unter die Räder ließ er sich nicht treiben. Aber bei der „Hohen Fichte“ gibt es ihm einen Ruck. Dort liegt eine meterhohe Wächte.

Sie rufen sich etwas zu. Aber bei dem wild gewordenen Sturme verstehen sie einander nicht mehr. Jeder glaubt den andern schon verstanden zu haben. Der junge Lorenz hat dem Vater zugerufen, er würde die Pferde durch die Wächte jagen, der Vater möge die Bremsen locker machen. Der Alte aber versteht, er solle die Bremsen fester anziehen. Kurzum — die Pferde greifen aus, sie heben den Wagen mit den schweren Bremsen den Schneehügel hinauf, aber nun merkt es Julius Lorenz zu spät. Er lockert die Bremse — der Wagen rutscht zurück und kommt zu stark nach der Außenseite ins Gleiten. Die Wächte ist zum Abgrund hin geweht. Alles andere muß in Sekunden entschieden werden. Die Bremsen im Absacken anzuziehen, wäre sinnlos. Ja, selbst wenn sich der Vater an den Bremskloben hing, die Last des rutschenden Wagens ist zu groß. Das Gewicht ist stärker als der Gegenzug der Pferde. Vorn brüllt der junge Lorenz und schlägt wie wild in die Pferde. Aber sie bäumen sich nur auf und werden nach rückwärts gezogen. Julius Lorenz sieht, das Angebeuerliche vollzieht sich vor seinen Augen. Wagen, Pferde und Sohn werden erbarmungslos in den Rotwassergrund gezogen. Er muß es mit ansehen und kann sich nicht wehren. Es sind alles nur

Augenblicke. Nun, da der Junge mit den Pferden absackt, kann er nur noch brüllen und aufschreien und den Pferden in die Zügel fallen, um selber mit hinuntergerissen zu werden. Da sieht er, daß die Schlinge der Kette, die die riesige Holzlast

mehr zu lösen! Schon stoßen die Hinterräder an den locker gesügten Prellstein, der in der Tiefe versinkt. Da reißt Julius Lorenz mit letzter Gewalt die Kettenschlinge auf. Aber er findet keinen Halt mehr. Er sackt in den Knien zusammen.

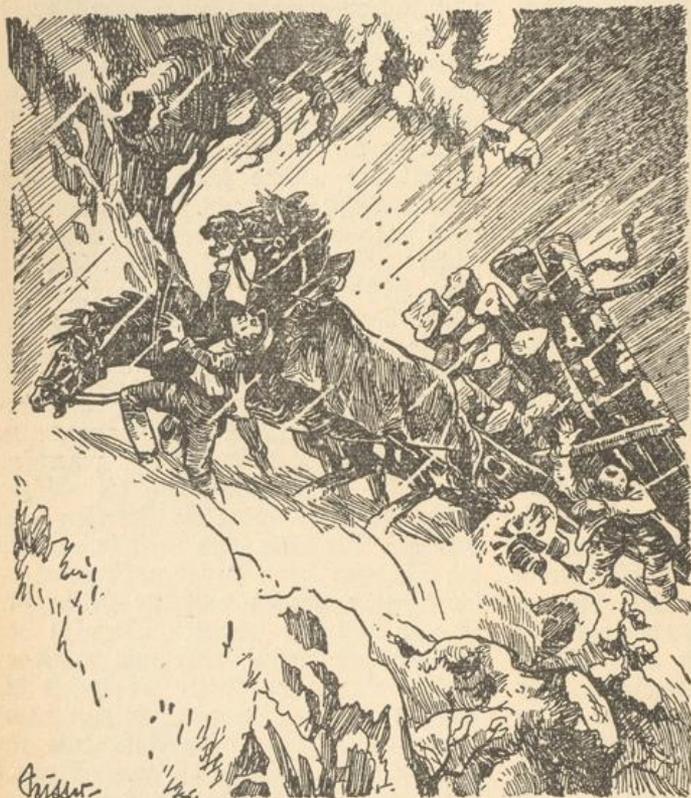
Er kann den rollenden Klößen nicht mehr ausweichen. Er fühlt nur einen Stoß auf die Brust. Dann ist alles gut. Nacht ist um ihn.

Die Hinterräder rutschen an den Abgrund heran, da fühlen die Pferde, daß die Last weicht. Von der letzten Todesangst getrieben reißen sie den Wagen nach oben. Amand Lorenz, der sich in dem Augenblicke der tiefsten Not die Pferdeleine zu sehr um den Arm verknötete, um die Pferde zu halten, wird mitgerissen. Erst hundert Meter tiefer, an dem Zusammenfluß der beiden Gräben, den man „die Nässe“ nennt, kommen Pferd, Wagen und Mensch zum Stehen.

*

Drei Monate später, an einem schneeverhangenen Schneeabend muß Amand Lorenz nach schwe-

rer Waldarbeit einmal einen heißen Grog in der „Linde“ trinken. Es ist das erstmal, daß er sich mit den andern Kameraden aus dem Wald zusammensetzt. Sie wollen dem guten Amand Lorenz auch etwas sagen, damit er endlich über sein Geschick etwas leichter hinwegkommt. Der Eine meint, kein Mensch im Dorfe mache sich darüber schwere Gedanken. Vater Lorenz muß in dem Augenblicke nicht recht bei Sinnen gewesen sein, denn wenn er den Wagen hätte zu Tal reißen lassen, wären doch sicher nur die



Julius Lorenz reißt mit letzter Gewalt die Kettenschlinge auf.

hält, auf seiner Seite ist. Wenn er sie mit flinken Griffen löst, muß die Holzlast noch vor dem Sturz in den Schnee sinken und Pferd und Mensch frei machen. Es ist möglich, daß die riesigen Stangen ihn erdrücken. Aber er denkt nur an den Jungen. Jetzt vergißt er selber die kostbaren Pferde, er will nur an dem Jungen nicht schlecht werden. Mag mit ihm werden was da will.

Er hängt an der Kette. Aber der Schnee verfangt sich dort in den eisernen Maschen. Die Hände vermögen den Knoten nicht

beiden Pferde draufgegangen, er könnte ruhig noch leben. Das müsse einmal ausgesprochen werden. Denn einmal müsse der Amand auch wieder froh werden können.

Aber da fällt ein Wort, was den Holzern bis heute noch zu denken gibt. Von diesem Abend an spricht keiner mehr im Dorfe davon, daß der alte Julius Lorenz seinen Tod selber verschuldet hätte oder gar zu leichtfertig sich in den Tod getrieben hätte. Denn Amand Lorenz sagt zu den Kameraden: „Ich weiß allein, daß mein Vater mit vollem Verstande in den Tod ging — für mich! Ganz allein für mich! Denn er wußte, ich war an die Pferde gebunden — versteht Ihr? — Das ist alles. Aber ich möchte bloß, daß über meinen Vater nicht schlecht geredet wird. Der Vater hatte die ganze Ladung Klöber auf sich gerissen, um Pferde und Wagen und mich zurückzureißen. An seinem letzten Blick habe ich gesehen, daß er es gewußt hat, warum er das machte. Nun ja, ja! Er ist halt gefallen! Wer weiß, wann wir

darankommen! Es geht uns nicht anders als den Bäumen, mit denen wir ja genug zu tun haben. Wir sind ja auch nichts anderes!“



Die Kameraden wollen dem Amand Lorenz etwas sagen.

Das ganze Deutschland soll es sein

Von Paul Frank

Deutschland ist die Gesamtheit aller deutschdenkenden, deutschfühlenden und deutschwollenden Menschen. Darum hört Deutschland nicht an der Reichsgrenze auf, sondern erstreckt sich weit darüber hinaus, bis dorthin, wo der letzte deutsche Bauer wohnt und die letzte deutsche Scholle liegt, der letzte deutsche Volksgenosse lebt und wirkt. Wir sind ein Hundertmillionenvolk, 35 Millionen unserer Volksgenossen aber wohnen außerhalb unserer Reichsgrenzen in geschlossenen Gebieten vor unseren Grenzen, in einzelnen Siedlungsgebieten zerstreut im mitteleuropäischen Raum und in Übersee. Sie sind wie wir Glieder unseres Volkes und müssen darin geschlossen sein. Sie sind für unser politisches, für unser wirtschaftliches und

kulturelles Leben, für das Ansehen des Deutschtums in der Welt überhaupt von überaus großer Wichtigkeit.

Es hat leider Zeiten gegeben, in denen wir Deutsche in der Heimat uns so gut wie gar nicht um die Deutschen draußen gekümmert haben. Ja, man hatte früher kaum eine Ahnung davon, daß Millionen deutscher Volksgenossen von uns getrennt in der Fremde lebten. Hunderttausende davon sind so dem deutschen Volke verloren gegangen. Die Reichsverfassung von 1871 hatte die Bestimmung, daß jeder Reichsdeutsche, der ins Ausland ging und sich innerhalb von 10 Jahren nicht in die Matrikel eines deutschen Konsulates eintragen ließ, ohne weiteres der Reichsangehörigkeit für verlustig erklärt wurde. Und dabei hatte man diese

Volksgenossen, als sie die Heimat verließen, nicht einmal auf diese Bestimmung aufmerksam gemacht. Ohne daß sie es wollten, ja, ohne daß sie es wußten, schieden sie so aus dem Verband des Reiches aus. Das war hart für sie, sie fühlten sich von der Heimat verlassen und schußlos in fremdes Volkstum hineingestoßen. Mit noch größerer Geringschätzung wurden die deutschen Volksgenossen draußen behandelt, die keine Reichsangehörigen waren, sondern die Staatsangehörigkeit eines fremden Landes besaßen. Sie waren in unseren Augen damals überhaupt keine Deutsche, sondern einfach Ausländer. Bitter haben sie sich oft darüber beklagt. Und doch haben sie, wenn auch viele dem Kampf erlagen, ihr Deutschtum zu bewahren gewußt. Jahre-, jahrzehnte-, jahrhundertelang haben sie draußen Kulturarbeit im besten Sinne verrichtet, haben Wildnis urbar gemacht und fruchtbares Ackerland geschaffen, haben sich und ihre Familien deutsch erhalten, ihre Kinder in deutschem Geiste erzogen und mußten erleben, daß die Heimat sich nicht um sie kümmerte. Man kannte sie nicht mehr. Unsere Soldaten im Weltkrieg haben sie vielfach erst wieder entdeckt im Nordosten, an den Ufern der Duna, in den Sümpfen Wolhyniens, an den Ufern des Schwarzen Meeres, im Hochland der Karpathen und in den fruchtbaren Niederungen der Donautiefebene, im Kaukasus, in Kleinasien und in Palästina. Man kannte damals den Begriff Volk nicht, noch viel weniger den der Volksgemeinschaft. Wir waren nahe daran, selbst im Innern unseres Reiches auseinanderzufallen, weil ein Gemeinsames nicht gepflegt, ein fester gemeinsamer geistig-seelischer Untergrund nicht gelegt, ein innerlich geschlossenes Welt- und Lebensbild nicht vermittelt wurde. Der Zusammenbruch Deutschlands 1918 und die traurigen Zeiten nach 1918 hatten nicht in militärisch-wirtschaftlichen Dingen ihre Ursache, sondern waren letzten Endes das Ergebnis des Mangels an Einheit, an völkischer Erziehung und Kultur. In diesen Jahren

nach dem Krieg dachte man an Volk und Volksgemeinschaft noch weniger als vorher. Es hat gewiß nicht an völkischen Rufnern und Mahnern in jener Zeit gefehlt, auch das Erleben des größeren Deutschland der Soldaten im Weltkrieg wirkte aufrüttelnd. Aber erst als die Auswirkungen des Versailler Vertrages immer erschreckender in Erscheinung traten, als mehr und mehr erkennbar wurde, daß die Feindmächte es nicht nur auf die Vernichtung des Reiches, sondern auf Vernichtung des Deutschtums überhaupt abgesehen hatten und Millionen Volksgenossen vom deutschen Mutterland losgetrennt und unter fremder Herrschaft wenigstens das heilige Recht auf ihre Muttersprache zu erhalten suchten und Hunderttausende im Reiche selbst eines Tages entdeckten, daß ihre Eltern und ihre Geschwister, die in die Grenzgebiete zu wohnen kamen, nun Auslandsdeutsche geworden waren, als viele Deutsche aus Übersee, denen man ihre Habe genommen hatte, in die alte Heimat zurückfluteten und um Verständnis warben für das, was draußen geschah, da erwachte im deutschen Volk das Bewußtsein dafür, welche Bedeutung für die Heimat jenen zukam, die innerhalb fremden Volkstums deutsche Sprache, deutsche Kultur, deutsche Wirtschaftsgüter vertraten, und es wurde mehr und mehr das Zusammengehörigkeitsgefühl mit den Deutschen draußen lebendig, und man fing an zu begreifen, was der Volksbund für das Deutschtum im Auslande seit mehr als 50 Jahren verlangte: Hilfe für die Not und den Kampf unserer deutschen Brüder und Schwestern draußen, die Deutsche bleiben und mit uns eine Einheit bilden wollten. Und doch mußten 14 Zusammenbruchsjahre nach Versailles vergehen, um jenen seelischen Zustand zu erreichen, aus dem heraus die Kräfte der Revolution zu einem neuen Deutschland geboren wurden.

Der Nationalsozialismus mit seiner eindringlichen Predigt von Blut und Boden brachte den Volks- und Volksgemeinschaftsgedanken, um dessen Ver-

Lebendigung sich der Volksbund bisher schon bemühte, zum allgemeinen großen Erlebnis. Und dies nicht nur bei uns, sondern auch bei unseren Volksgenossen draußen. Unsere Herzen schlagen nun wieder zusammen. Ein Gedanke belebt uns, ein Wille muß uns beseelen: Zusammenzustehen und zusammenzuhalten als eine verschworene Gemeinschaft von hundert Millionen. Eine wahre Volksgemeinschaft aller Deutschen der Welt. Die draußen müssen wissen, daß wir dabei für sie einstehen, daß ihr Kampf um ihr Recht, um die Erhaltung ihrer deutschen Schulen, ihrer deutschen Sprache, Sitte und Art auch unser Kampf ist. Nichts darf jetzt mehr verloren gehen draußen. Es ist der zielbewußte Wille der herrschenden Staatsvölker, das Deutschtum draußen zu „assimilieren“, d. h. zu entdeutschen. Die Kraft der Deutschen suchen sie zu nützen, ihr Deutschtum aber zu vernichten. Darum müssen wir uns um sie bemühen. Am besten werden Familienbeziehungen angeknüpft, vor allem mit denen, die aus der eigenen Sippe ausgewandert sind. Es ist ein besonderes Erfordernis unserer Zeit, auf Familienüberlieferung zu halten. Unsere Volksgenossen draußen hören gern von ihren Vorfahren und Ahnen. Der Volksbund

für das Deutschtum im Ausland, ist zur Aufhellung solcher Fragen gern behilflich. Darüber hinaus müssen wir eine jede außendeutsche Landschaft, eine jede außendeutsche Volksgruppe genau so studieren wie eine innendeutsche, und müssen für ihre Erhaltung dieselbe Verpflichtung aufbringen wie für eine innendeutsche. Die außendeutschen Gebiete und Volksgruppen bereichern unser völkisches Leben und leisten draußen Frontdienste für das Gesamtdeutschtum. Wir müssen wissen: je mehr draußen abbröckelt, desto ärmer und schwächer werden wir als Ganzes. Wir sind aber unüberwindlich, wenn wir treu und einig sind, dann auch erst ist Deutschland eine erdumspannende, machtvolle geistige und politische Wirklichkeit. Das ganze Deutschland muß jeder im Herzen tragen, zum Segen unseres Gesamtvolkes. Möge darum jeder Deutsche sich mehr und mehr einleben in jenen Geist der Treue und Verantwortung gegenüber dem gesamten deutschen Volke, wie er in den Worten unseres völkischen Dichters Felix Dahn so schön seinen Ausdruck gefunden hat:

Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk.
Das höchste Gut des Volkes ist sein Recht.
Des Volkes Seele lebt in seiner Sprache.
Dem Volk, dem Recht und seiner Sprache treu
sind uns der Tag, soll jeder Tag uns finden!

Wir haben in wenigen Tagen mehr gewonnen, als früher nach siegreichen Kriegen heimgebracht werden konnte: 84 000 Quadratkilometer und 6,8 Millionen Menschen. Es ist ein gewaltiger Zuwachs für unser Reich. Deutschland ist heute räumlich größer als 1914. Es hat fast um 7 Millionen Einwohner mehr. Das ist ein gewaltiger, gewaltiger Erfolg. Das muß Deutschland wissen und empfinden, und daran soll sich die deutsche Nation immer erinnern.

Aus der Rede der Führer, gehalten am 25. März 1938

in der Schlageterhalle zu Königsberg.

Werkfeierlied

Tritt heran, Arbeitsmann,
tritt hervor aus hartem Bann,
alle, die dem Werktag dienen
im Gebraus der Kraftmaschinen.
Wer noch helfend kämpfen kann:
Tritt heran, Arbeitsmann!

Räder drohn, Flammen lohn,
donnernde Motorenfron.
Gottes sind die Kraftgewalten,
uns schuf er, sie zu gestalten!
Zu beherrschen den Dämon!
Räder drohn, Flammen lohn!

Meeresflut, Feuersglut,
Land und Werk sind Gottesgut!
Land und Werk sind uns gegeben,
daß wir frei und ehrlich leben!
Brot und Schutz kommt all'n zugut,
die's geschafft in Schweiß und Blut.

Werkertag, Hammerschlag,
jeder Tag ist Schöpfungstag!
Brüder, in der Liebe Namen
singt gewaltig unser Amen!
Werkertag, Hammerschlag:
daß es Gott gefallen mag! Heinrich Lerfch.



Des Hinkenden Standrede über den Bolschewismus



Zur Mitte des September empfing der Löwenwirt einen Brief des Hinkenden, in dem dieser mitteilte, daß er am späten Nachmittag des 25. bei seinen Bauern eintreffen werde. Kaum hatte der Löwenwirt diese Mitteilung des Hinkenden erhalten, da lief er auch schon zum Ratschreiber, damit er die Nachricht ausschellen lasse. Noch am gleichen Tage wußte es das ganze Dorf, daß der Hinkende bald kommen werde. Bis zu seiner Ankunft war aber noch einige Zeit, so daß man auch die Bevattern aus der Nachbarschaft einladen konnte; denn der Hinkende wollte über den Bolschewismus sprechen! Ein solches Thema interessierte nicht nur die Männer der Tafelrunde, nicht nur die Volksgenossen im Dorf, sondern auch die Bauern aus der näheren Umgebung.

Dem Löwenwirt wurde ganz angst und bange, als am Abend des besagten Tages um die achte Abendstunde die Bauern in hellen Scharen bei ihm anrückten. Die Schankstube war schon gerammelt voll, und noch immer kamen neue. Die breiten Schiebetüren zum Tanzsaal mußten geöffnet werden, damit wenigstens alle sitzen konnten. Als nun Glock halber neune der Hinkende inmitten seiner Bauern erschien, frisch gestärkt und ausgeruht von seiner langen Tageswanderung, da waren einige hundert Män-

ner um ihn versammelt, um seine Standrede zu hören.

„Meine Bauern“, so begann der Hinkende seine Rede, „ich habe Euch durch den Löwenwirt kund tun lassen, daß ich am heutigen Abend zu Euch sprechen will über den Bolschewismus. Ich bin mir darüber im klaren, daß Ihr alle durch die aufklärenden Reden unserer Staatsmänner und durch die Aufsätze in unserer Presse über die Gefahr des Bolschewismus unterrichtet seid. Aber ich habe bei meinen Wanderschaften durch das weite deutsche Land oft feststellen müssen, wenn ich mich mit Euren Standesgenossen unterhielt über diese Frage, daß gar manche Unklarheiten bestehen, daß vor allem die meisten keine rechte Vorstellung haben von dem geschichtlichen Werden und von dem weltanschaulichen Wesen des Bolschewismus. Wenn man aber eine Gefahr erkannt hat und sie erfolgreich bekämpfen will, dann muß man zuerst einmal wissen, wie diese Gefahr entstanden ist und welche Ursachen ihr zugrunde liegen. Darum habe ich mich entschlossen, zu versuchen, in Eurem Kreise den Werdegang und die weltanschaulichen Grundlagen des Bolschewismus darzustellen.“

Nach diesen einleitenden Worten machte der Hinkende eine kurze Pause, um sich zu sammeln; denn an einem kurzen Abend eine solch verwickelte Sache wie den Bolschewismus klar und richtig zu umreißen, ist keineswegs leicht. An dem beifälligen Nicken und der gespannten Aufmerksamkeit der vor ihm sitzenden Bauern mit ihren hellen klugen Augen und den scharf geschnittenen Charakterköpfen erkannte der Hinkende, daß er ihnen eine solche Standrede, wie er sie sich ausgedacht hatte, sehr wohl zumuten konnte.

Daher fuhr er fort: „Um uns die gemeinsame Betrachtung zu erleichtern, wollen wir zunächst einzelne Gesichtspunkte

punkte herausgreifen, nach denen wir vorgehen wollen. Das sind:

1. Das Wort Bolschewismus.
2. Die gedanklichen Grundlagen des Bolschewismus.
3. Das Werden des Bolschewismus.
4. Das bolschewistische Rußland.
5. Die Bekämpfung des Bolschewismus.

„So ist es richtig!“ rief ein wetterharter Bauer aus der Mitte der Männer. Er bewies dem Hinkenden mit seinem Ausruf, daß er den rechten Weg zum Herzen und Verständnis seiner Zuhörerschaft eingeschlagen hatte. Befriedigt langte er nach seinem Glas Kaiserstühler, tat einen tüchtigen Schluck und fuhr in seiner Rede fort: „Also beginnen wir mit Punkt 1, dem Wort **B o l s c h e w i s m u s**. Was heißt das eigentlich? Die Antwort ist nicht schwer für den, der sich in der Geschichte auskennt. ‚Bolschewismus‘ ist ein Wort, das aus dem russischen ‚bolschewiki‘ abgeleitet ist. Bolschewiki heißt so viel wie **Mehrheit**. Mit diesem Ausdruck bezeichneten sich die radikalen russischen Sozialisten der Vorkriegszeit, als sie anläßlich einer Tagung in London im Jahre 1903 unter der Führung **Lenin's** sich von der Gesamtpartei der russischen Sozialisten loslösten. Da die Radikalen auf diesem Londoner Kongreß die Mehrheit darstellten, nannten sie sich im Gegensatz zur Minderheit (= mensschewiki) die ‚Bolschewiki‘, d. h. die Mehrheit. Wir haben uns also zu merken: die Bolschewisten sind Anhänger einer ganz radikalen sozialistischen Richtung, die mit **al len** Mitteln die Zerkümmern der bisherigen und die Aufrichtung einer neuen Weltordnung erstreben, nämlich der **k o m m u n i s t i s c h e n**. Kommunistisch ist wieder ein Fremdwort; es stammt aus dem lateinischen Wort ‚communis‘, d. h. allgemein und besagt: Es darf keinen **p e r s ö n l i c h e n**, sondern nur einen **a l l g e m e i n e n**, unter alle Men-

schen ganz gleich aufgeteilten Besitz geben.“

„Gut so, Hinkender!“ rief auf einmal der Gemeindeführer dazwischen. „Endlich sagt ihr uns einmal, was hinter den vertrackten ausländischen Wörtern steckt, die wir immer hören und über die ich mir schon manches Mal den Kopf zerbrochen habe, ohne das Richtige rauszukriegen!“

„Das freut mich aber“, erwiderte der Hinkende, „daß ich euch, Gemeindeführer, mit meiner Erklärung der Worte Bolschewismus und Kommunismus das Sinnieren erleichtert habe. Ich glaube, sonst wärt ihr uns noch eines Tages ganz hinteresür geworden!“ Schallend lachten die Bauern, und der Führer wohl am meisten, über den schlagfertigen und witzigen Alten, der nach diesem lustigen Intermezzo fortfuhr: „Ich habe euch gesagt, daß die Bolschewisten Anhänger der kommunistischen Welt- und Gesellschaftsordnung sind, daß sie die Aufteilung des gesamten Besitzes dieser Erde nach dem Gesichtspunkt der Gleichheit fordern. Damit sind wir bereits zum Punkt 2, der gedanklichen Grundlage des **B o l s c h e w i s m u s** vorgebrungen.“

Die bolschewistische Weltanschauung ist der **M a t e r i a l i s m u s**. So nennt man die Lehre, die nur das als wahr und wirklich gelten läßt, was man mit den Augen sehen und mit den Händen greifen kann. Liebe, Treue und Glaube kann aber niemand auf der Waage wiegen oder mit dem Meterstock ausmessen; also, folgert der Materialist, gibt es diese Dinge gar nicht, es sind nur höchst überflüssige und unnütze Einbildungen! Unnütz erscheint dem Materialisten nämlich alles, was den Menschen hindert, schrankenlos dem körperlichen Genuße zu fröhnen. Denn sein einziger Lebenszweck ist der körperliche Genuß. Er versteht nicht die Stimme des Gewissens, er kennt keine Pflichten gegen Gott und Menschen. Ihm ist nur die eigene Person heilig und „Ich“ wird von ihm groß geschrieben.

Von solchen Gedanken ausgehend

mußte der Bolschewismus zwangsweise zum Feinde des Familienlebens, zum Feinde der Volksgemeinschaft und endlich zum Feinde eines jeden Gottglaubens werden. Denn vor allem diese drei hehren Dinge legen ja dem Menschen sittliche Pflichten auf. So begibt sich bei der Heirat jede rechte Ehefrau und jeder rechte Ehemann eines Teiles persönlicher Freiheit. Der Materialist sieht nun nur den Verzicht auf das schrankenlose „Sichausleben“ und empfindet nicht den Wert der Gegengabe an Liebe, Treue und Kameradschaft, an Dingen also, die uns lieber und wertvoller sind als jeder Genuß. Auch die Volksgemeinschaft verlangt von jedem ihrer Glieder Einordnung in das Ganze. Ist diese Einordnung für uns eine heilige und liebenswerte Pflicht, so ist sie für den Materialisten eine lästige Fessel. Am meisten haßt dieser aber den Gottesglauben; denn der setzt der Eigenschaft der Menschen die festesten Schranken und zugleich ist er das aller Unkörperlichste überhaupt und somit dem Materialisten völlig unverständlich. Daher lehren die Bolschewisten, Gott und Religion seien nur eine ruchlose Erfindung der besitzenden und herrschenden Klassen, die so auf billige und bequeme Weise die Armen und Unterdrückten in Furcht hielten, um sie weiter aussaugen zu können. Die bolschewistische Weltanschauung gipfelt in den Worten, die Lenin dem Karl Marx nachsprach: „Religion ist Opium für das Volk! Gott ist der Erzfeind der kommunistischen Gesellschaftsordnung!“

So weit war der Hinkende mit seinen Ausführungen gekommen, als der Moosbrugger, der im Dorfe keineswegs als Frömmeler galt, ganz erregt dazwischen rief: „Das ist ja unerhört! Familie, Volk und Gott wollen diese Burschen in Abrede stellen. Hinkender, wie kommen diese Kerle eigentlich auf solche Tollhausgedanken?!“

Dem Hinkenden kam dieser Zwischenruf gerade recht; denn er wollte an dieser Stelle zum dritten Punkte seiner Gliederung überleiten, nämlich dem Werden des Bolschewismus. Daher antwortete er:

„Moosbrugger, ich sehe an eurer Frage, daß ihr alle mich bisher recht verstanden habt. Ich habe das gleiche mich schon oft gefragt und endlich ist mir ein Licht aufgegangen. Das will ich nun nicht unter den Scheffel stellen, sondern es soll auch euch leuchten.“

Ihr wißt alle, daß es verschiedene Menschenrassen gibt, die sich schon äußerlich voneinander unterscheiden. Denkt nur einmal an Neger, Indianer und Europäer. Aber nicht nur körperlich sind die Rassen verschieden, sondern auch in ihrem Denken und Fühlen. Stellt euch einmal vor, ihr sprächet mit einem strahlend blonden Mädchen! — und nun mit einem schmierigen Ostjuden! Ich glaube schon durch diese Vorstellung werdet ihr euch überzeugen, daß die Seelen dieser beiden Menschen grundverschieden sind, ja daß die beiden sich seelisch noch schärfer unterscheiden als körperlich.

Der Materialismus und der Bolschewismus entsprangen nun nicht deutschen Herzen, sondern jüdischen Hirnen. Ihr aber seid Deutsche und deshalb sind euch diese typisch jüdischen Gedanken fremd und zuwider.

Moosbrugger, ihr rutscht schon wieder so unruhig auf eurem Stuhle herum, als brenne erneut eine Frage auf eurer Zunge. Ich weiß aber schon, was ihr jetzt fragen wollt. — Wenn der Bolschewismus jüdisch ist, wie war es dann möglich, daß Deutschland beinahe ganz und Rußland völlig bolschewistisch wurden? Das wolltet ihr doch wissen?“

Moosbrugger nickte und der Hinkende fuhr fort: „Wenn ich euch das erklären soll, so begleitet ihr mich am besten zurück in das Jahr 1789. Damals war in Europa die von den Vorfahren überkommene Gesellschaftsordnung erstarrt und sinnwidrig geworden. Als Beispiel hierfür möchte ich die Zünfte erwähnen. Im Mittelalter hatten die Handwerker die Zünfte errichtet, um einem jeden ihrer Genossen, der redlich sich mühte, ausreichende Lebensmöglichkeit zu gewähren. Wer einer Zunft angehörte, mußte sich ehrenwert betragen, mußte sein Handwerk verstehen und es gewissenhaft ausüben; denn

die Zunft überwachte ihre Mitglieder, daß sie nicht ihre Kunden übervorteilten und so die Zunftlehre beschmutzten. Dem Rechte, als ehrenwerter Bürger, sich auf die Macht der Zunft stützend, sein auskömmlich Brot zu finden, standen also die Pflichten gegenüber, redlich und sach-



Der Kommunismus erhob immer dann sein Haupt, wenn Gewinn- und Rastgier der Zucht freien Lauf ließ.

gemäß zu arbeiten und sich den Zunftanordnungen zu fügen. Aber im Laufe der Jahrhunderte traten die Pflichten immer mehr in den Hintergrund, wurden endlich ganz vergessen und nur die Rechte blieben, die, weil das Gegengewicht der Pflichten fehlte, nun zu drückenden Vorrechten wurden. Wer nicht mit einem Zunftmeister versippt oder verschwägert war, der blieb ein ärmlicher Geselle sein lebenslang und mochte er auch noch so tüchtig sein.

Wie ich es euch eben am Beispiel der Zünfte zeigte, stand es damals mit vielen staatlichen Dingen. Was Wunder also, daß die Minderberechtigten diese drückenden Zustände beseitigen wollten, daß die Berechtigten aber sich mit Händen und Füßen gegen jede Neuerung wehrten. Wie stets bei derartigen Zuständen kam es 1789 auch in Frankreich zur Revolution. Viel wertvolles Blut floß. Wie damals wertvolle neue Gedanken sich end-

lich oft ins Gegenteil verkehrten, das wollen wir beiseite lassen, weil es uns nur von unserem Ziele abführen würde. Wichtig für uns ist aber, was damals die Juden taten. Bis dahin hatten sie als Fremdkörper im französischen Volke gegolten, hatten keine Bürgerrechte gehabt und hatten viele Berufe nicht ausüben dürfen. Als nun die Franzosen sich gegen die Ungleichheit innerhalb ihres Staates erhoben, da witterten die Juden Morgenluft. „Und dieses schlaue Volk sieht einen Weg nur offen: So lang die Ordnung steht, so lang hat's nichts zu hoffen“, schrieb damals Goethe in einem Theaterstück. Die Juden arbeiteten also am Umsturz, benutzten geschickt den Begeisterungstaumel der Revolution und schoben den Schlagworten der Franzosen einen neuen Sinn unter. Sie verkehrten den Ruf: Alle Franzosen sind gleich! in: Alles, was Menschenantlig trägt ist gleich! und die Juden sind auch Menschen! und bedauernswerte dazu, weil sie seit Jahrtausenden wegen ihrer Religion verfolgt würden.

Das Gedankengut der französischen Revolution überschwemmte bald ganz Europa und auch in Deutschland änderte man die Ansicht über die Juden. Der gutmütige Deutsche hatte vergessen, warum seine weisen Vorfahren den Juden so enge Beschränkungen auferlegt hatten, und glaubte nun, er müsse Sünden der Vergangenheit wieder gut machen. Raun ließ man den Zügel loderer und gestand den Juden Rechte zu, als diese mit unheimlicher Geschwindigkeit auf allen Gebieten das Steuer ergriffen. Die Deutschen waren die Ruderknechte, schafften im Schweiß ihres Angesichtes und merkten gar nicht, wohin der Jude steuerte. Denn dieser war trotz aller erlangten Vorteile noch immer unzufrieden, er empfand die Einheit des deutschen Volkstums und war tief verletzt in seiner Eitelkeit, daß er in Wahrheit doch noch außerhalb stand. Diesen Zustand zu ändern, gab es nach jüdischer Meinung wieder nur eine Möglichkeit, nämlich eine neue Revolution. Als im Jahre 1848 sich

deutsche Bürger erhoben gegen die staats-
liche Zersplitterung und für ein Groß-
deutsches Reich, als Arbeiter auf die
Barrikaden stiegen, um für ihre Kinder
ein menschenwürdiges Dasein zu erkämp-
fen, da ahnten sie nicht, wie sehr sie von
den jüdischen Drahtziehern gelenkt und
schließlich betrogen würden. Die deutsche
Nationalversammlung sandte eine Abord-
nung zum preussischen König, um ihm die
deutsche Kaiserkrone anzutragen. Der
Führer dieser Abordnung war eine Jude.
Damals entstand auch die Großmacht
„Jüdische Presse“, die fast ein Jahrhun-
dert das deutsche Volk beherrschte. Ihr
Ziel war, alles was der Deutsche heilig
hielt, in den Schmutz zu treten: die
deutsche Ordnung sollte fallen, um einer
jüdischen Platz zu machen. Kein hehres
Ziel wurde gesteckt, dem nachzustreben und
dem sich zu opfern lohnte; Vernichtung
alles Bestehenden, alles Guten und Schö-
nen war die Parole. Um deutlichsten
sprach dies endliche Ziel der Jude Karl
Marx in seinem berühmtesten „Kommuni-
stischen Manifest“ aus, das er 1848
veröffentlichte. Er erhob in ihm die
Forderung: „Proletarier aller
Länder vereinigt Euch!“
Vereinigung natürlich zum Sturze der
europäischen Gesittung, Zivilisation, Kul-
tur, Staats- und Gesellschaftsordnung.
Der ungeheure Widerhall, den sein
Kampfruf bei den Arbeitermassen fand,
erweist deutlich das Vorhandensein star-
ker kommunistischer Strömungen. Daß
Karl Marx schon damals den Sieg des
Kommunismus erhoffte und erwartete,
geht daraus hervor, daß er den deutschen
Boden erst verließ, als die Revolution
durch die ihren Herrschern treu ergebenen
Soldaten rettungslos niedergeschlagen
worden war. Nunmehr wandte sich
Marx nach England, wo die Indus-
trialisierung am weitesten fortgeschrit-
ten und das soziale Elend der Arbeiter-
schaft am größten geworden war, um
von dort aus weiter für den kom-
munistischen Klassenkampf-
gedanken zu wirken. Zu diesem Zwecke
schrieb er ein großes Werk: Das

Kapital. In ihm griff er schonungs-
los den Privatbesitz an und forderte die
Verstaatlichung und gleichmäßige Auf-
teilung des gesamten Volksvermögens.
Das widerlichste an diesem Buche aber
ist die Forderung, daß es den Proleta-
riern erst noch viel schlechter ergehen
müsse, bis es zum kommunistischen Um-
sturz käme. Marx freute sich also über
jede brutale Ausbeutung des Arbeiters,
denn Mitleid kannte er nicht, sondern nur



Das Judentum erschlich sich das Vertrauen der Arbeiter-
massen und spielte sich als deren Führer auf.

sein Ziel: den alles vernichtenden Um-
sturz. Die hier verkündigte Lehre hat
man nach ihrem Schöpfer Karl Marx
'Marxismus' genannt.

Der ungeheure Aufschwung, den die
europäische Industrie in den Jahren
zwischen 1848 und 1900 nahm, war

jedoch der Verwirklichung der marxistischen Lehrlätze nicht günstig. Denn die großen Gewinne der Unternehmer hatten auch eine Erhöhung der Arbeitslöhne und damit eine materielle Besserstellung der Arbeiter zur Folge. Außerdem regte sich in den besitzenden Schichten das soziale Gewissen. Daher bemühten sich die Regierungen der einzelnen Länder, allen voran das Deutsche Reich unter Bismarck, durch eine umfassende soziale Gesetzgebung die Lage der Arbeiterschaft zu erleichtern. Dennoch gewann die kommunistische Lehre des Juden Marx immer mehr Anhänger, besonders deshalb, weil durch die Einführung des Parlamentarismus eine politische Parteibildung möglich wurde und das Judentum ein brennendes Interesse daran hatte, die soziale Frage in jedem Volkskörper als offene Wunde zu erhalten. Karl Marx hatte es unumwunden ausgesprochen, daß die Stunde der kommunistischen Weltrevolution schlagen werde in einem zukünftigen großen Kriege. Dieser Fall trat ein, als Deutschland und Frankreich 1870 die Waffen kreuzten. Nachdem nicht nur das Frankreich Napoleons III., sondern auch die französische Republik unter der Führung des Juden Gambetta unterlegen war, brach in Paris der Aufstand der Kommune los. Jedoch der Zeitpunkt war ungünstig gewählt angesichts des in Frankreich stehenden siegreichen deutschen Heeres. Der kommunistische Umsturzversuch blieb auf Paris beschränkt, in wenigen Tagen war die neue französische Regierung Herrin der Lage."

Hier machte der Hinkende eine kurze Pause, um seine Gedanken auf die kommenden Ausführungen zu konzentrieren. Mit reger Aufmerksamkeit saßen die dicht gedrängten Bauern vor ihm und schauten gespannt zu ihm auf. Ja, jetzt wurden ihnen die Zusammenhänge von Materialismus, Kommunismus und Judentum sonnenklar. Sie konnten es kaum erwarten, bis der Hinkende in seiner Rede fortfuhr.

"Bauern", so begann er erneut, "nun kommt etwas, worüber Ihr staunen werdet. Nach dem siebziger Krieg fand die marxistische Irrlehre ihre eigentliche Heimat in dem siegreichen Deutschland, das am meisten tat, um durch seine sozialen Gesetze die Arbeiterschaft vor Ausbeutung und Verelendung zu schützen. Aus dieser Tatsache geht ganz klar hervor, daß der von Juden und entwurzelten Literaten geführte Marxismus ganz bewußt die Revolution wollte um jeden Preis.

Schon vorher hatte ich Euch gesagt, daß Karl Marx einen großen Krieg herbeisehnte, um seine Klassenkampflehren verwirklichen zu können; denn der Krieg, je größer und gewaltiger er ist, vermehrt die Not der Armen ungeheuer und muß folglich der Masse der Revolutionäre riesigen Zuzug bringen. Der Führer der russischen Marxisten, Lenin, dessen Namen ich schon eingangs erwähnte, und der im Jahre 1903 die bolschewistische Partei begründete, sprach es in den Vorkriegsjahren ebenfalls offen aus, daß den kommunistischen Revolutionären kein größeres Glück widerfahren könne als ein großer, ein allgemeiner, ein Weltkrieg von langer Dauer!

Der Jude Marx hat den Weltkrieg nicht mehr erlebt; er starb im Jahre 1885. Wohl aber Lenin und seine Komplizen: Trozki, Stalin, Sinojew, Kamenev, Radek, Tschitscherin, Bucharin, Djerzinski usw., alles berufsmäßige Revolutionäre und Verschwörer von Format, sahen die Furie des Weltkrieges über die Menschheit dahinflasen. Schon vor Ausbruch des Weltbrandes hatten sie, unzufrieden mit dem zaristischen Regiment in Rußland, dem Sarenreich den Rücken gekehrt und trieben sich ausnahmslos in Deutschland, Frankreich, England oder der Schweiz herum. Hier schulten sie sich an den kommunistischen Ideen des westlichen industrialisierten Europa, hehnten, wühlten und warteten auf ihre Stunde. Und diese Stunde kam.

Verantwortungslose Kriegsbeher und nichtsahnende Staatsmänner stürzten nahezu die gesamte Menschheit in das Chaos des Weltkrieges aus nichtigen Gründen. Über achtzig Millionen Männer wurden in den kriegsführenden Staaten mobilisiert, alle Völker aus ihrer friedlichen Lebensordnung herausgeschleudert. In aber- und abermillionen Familien riß der Tod unheilbare Lücken. Die Blockade der Entente brachte die nahezu Einhundertfünfzig-Millionen-Masse der Mittelmächte dem Hungertode nahe. Not und Elend stiegen ins Unermessliche. Wahrhaftig: Konnte für die materialistische Weltanschauung, für den Kommunismus eine bessere Grundlage geschaffen werden?

Als erster Staat der am Weltkrieg beteiligten Mächte brach Rußland zusammen. Die entsetzlichen Verluste, die die russischen Heere im Kampfe gegen die deutschen Truppen erlitten hatten, erzeugten in dem Bauernvolk der Russen völlige Kriegsmüdigkeit und dumpfe Verzweiflung. Lenin und Genossen witterten Morgenluft. Von der Schweiz eilten sie herbei und rissen die Führung der russischen Revolution an sich. Sie wurde mit großer Grausamkeit geführt: hunderttausende verbluteten unter den Messern und den Kugeln der Revolutionäre. Jeder der sich durch Verstand, Charakter oder Besitz auszeichnete, wurde beseitigt. Der Bolschewismus hatte gesiegt, aber nicht im industrialisierten Westen, sondern im Bauernstaate Rußland. Dies ist wiederum ein Beweis dafür, daß das Judentum sich der kommunistischen Weltanschauung bemächtigt hat, ja eins mit ihr geworden ist. Die russische Revolution liefert den deutlichsten Beweis, daß das Judentum Not und Elend der Massen benützt, um die Revolution zu entfesseln, um dann durch die Revolution zur Herrschaft zu gelangen.

Mit dem Sieg der Revolution in den Jahren 1917 bis 1919 in Rußland errang der Bolschewismus erstmalig eine Ausgangsstellung von gewaltiger Bedeutung;

denn Rußland ist ein Land überreich an Menschen und an Bodenschätzen, der größte Festlandsstaat der Erde. Damit wurde der Bolschewismus zu einer ungeheuren Gefahr, nicht nur für die angrenzenden Staaten, sondern für Europa und die Welt.

In kurzfristiger Verblendung besiegelten die Siegerstaaten der Entente durch den Schandvertrag von Versailles und die Pariser Vorortsdiktate Not und Elend bei den ehemaligen Mittelmächten auf Jahre hinaus. Wieder wurde ein gewaltiger Nährboden für die kommunistische Weltanschauung aufbereitet. Einen größeren Gefallen konnten die Siegermächte dem Bolschewismus, der nun in Rußland seine praktische Verwirklichung gefunden hatte, nicht tun. Lenin und die Judenschaft um ihn lachten sich ins Fäustchen. Die kommunistische Weltrevolution, die Marx prophezeit hatte, war nur noch eine Frage der Zeit.

An Weihnachten 1918 schickte Lenin einen seiner fähigsten Mitverschwörer, nämlich den Juden Radek, nach Berlin. Unter der Führung dieses Juden brach in der Reichshauptstadt der Spartakusaufstand los. 1919 kam es im Ruhrgebiet zur Bildung einer kommunistischen Armee. In München wurde die rote Diktatur errichtet. In Hamburg, Halle und Bremen tobte tagelang der Kampf zwischen der Polizei und dem roten Mob. 1920 stießen die roten russischen Armeen vor bis Warschau, der Hauptstadt des neuerrichteten polnischen Staates. Mit französischer Hilfe gelang es Marschall Pilsudski, Polen vor der bolschewistischen Überflutung zu retten. Die sofortige Bolschewisierung Deutschlands nach dem Weltkriege scheiterte an dem Abwehrwillen der ehemaligen Frontsoldaten, die sich zu Freikorps zusammengeschlossen hatten und sich der neuen Regierung zur Verfügung stellten.

Lenin mußte erkennen, daß mit den disziplinelosen Horden der russischen Revolutionäre die gewaltsame Weltrevolution u n m i t t e l b a r nach Kriegsende nicht durchzuführen war. Die mar-

ristische Lehre hatte einem jeden versprochen, daß er nur nach seinem eigenen Willen leben solle. Selbstverständlich muß solch eine Lehre, in die Wirklichkeit umgesetzt, den unerhörtesten Wirrwarr ergeben. So ging auch in Rußland alles drüber und drunter. Eine freiwillige, durch Sitte und Gewohnheit ehrwürdige Ordnung erkennen die Bolschewisten nicht an, so konnte es nur eines geben, blutigen Zwang. So verkehrte sich die angeblich erstrebte schrankenlose Freiheit in die



Seht endeten Millionen der herrschenden Schicht unter den Augen der Revolutionäre.

furchtbarste Unterdrückung. Auf diese Weise begann Lenin die wirtschaftliche „Ordnung“ Sowjetrußlands. Gleichzeitig errichtete er mit Hilfe der ehemaligen zaristischen Offiziere eine festgefügte Wehrmacht. Diese Aufgaben mußten natürlich Jahre in Anspruch nehmen. Um aber im Ausland die kommunistische Idee nicht ersterben zu lassen, rief er die Dritte Kommunistische Internationale, kurz Komintern genannt, ins Leben. Diese wurde und wird gebildet durch die kommunistischen Parteien aller Einzelländer der Erde und untersteht bedingungslos dem Diktat Moskaus. Den einzelnen

kommunistischen Sektionen gab Lenin Anfang der zwanziger Jahre den Auftrag, fortgesetzt durch Attentate, Terrorakte und Putsche die Welt zu beunruhigen und allmählich reis zu machen für die Weltrevolution, deren Kerntruppe einmal die im Aufbau befindliche Rote Armee sein sollte. Im Zuge dieser Taktik brach 1923 in Mitteldeutschland ein kommunistischer Aufruhr los. Im gleichen Jahre terrorisierte Max Hölz mit seinen Banden das obere Erzgebirge. Erst durch den Einsatz der Reichswehr wurden diese beiden kommunistischen Revolten niedergeschlagen. 1924 putschten die Kommunisten in Neval, 1925 in Sofia, 1927 in Wien. Diese Beispiele ließen sich beliebig vermehren.

Aber Moskau kämpfte nicht nur mit diesen Putschversuchen der einzelnen kommunistischen Sektionen. Eine noch gefährlichere Taktik wurde eingeschlagen. Besonders nach dem Tode Lenins, der im Jahre 1924 erfolgte, ging sein Nachfolger Stalin dazu über, die Diplomatie der Sowjets in ein bürgerliches Gewand zu kleiden. Rußland begann mit den verschiedensten Staaten „bürgerliche“ Verträge abzuschließen, Handelsabkommen, Freundschaftspakte und dergleichen. Besonders dem russischen Außenminister Litwinow-Finkelstein, einem richtigen Wolf im Schafspelz, gelang es, das Mißtrauen des Auslandes einzuschläfern und alle Welt glauben zu machen, daß der Kommunismus in Rußland eine bürgerliche Umwandlung erfahren habe und ganz harmlos geworden sei. Dieser gerissene Jude brachte es sogar fertig, Rußland einen ständigen Ratsfiß im Völkerbund zu verschaffen.

Wie irrig die Auffassung des Auslandes war, als habe der russische Bolschewismus seine Weltrevolutionspläne aufgegeben, sollte sich gar bald erweisen: Nämlich, als in Deutschland die nationalsozialistische Revolution obsiegte und der Kommunismus zu Boden geschlagen wurde, da zeigten die Moskauer Diktatoren wieder ihr wahres Gesicht. Bis

zum Jahre 1933 hatten die bolschewistischen Machthaber im Kreml noch fest daran geglaubt, daß es ihnen gelingen werde, im Deutschen Reich den Kommunismus zum Durchbruch zu bringen. Daher hatten sie bis zu diesem Zeitpunkt unserem geknechteten Vaterland die größte „Sympathie“ entgegengebracht. Lenin, Stalin und Genossen überboten sich bis 1933 geradezu in wüsten Schimpfereien auf die „Räuberstaaten“ unserer ehemaligen Kriegsgegner. Auf einmal war das alles nicht mehr wahr. Mit fliegenden Fahnen trat das kommunistische Rußland an die Seite des bürgerlichen Frankreich und schloß mit ihm und der bürgerlichen Tschechoslowakei ein Militärbündnis, damit Deutschland niedergehalten werde. Der jüdische Außenminister der Sowjetunion, Litwinow-Finkelstein, begann auf einmal von der Völkerbundskanzel aus das nationalsozialistische Deutsche Reich in unerhörter Weise anzupöbeln und zu verleumden. In Rußland selbst wurde das Tempo der Rüstungen fieberhaft gesteigert. Nunmehr, nachdem durch den Sieg des Nationalsozialismus in Deutschland die etappenweise Verwirklichung der Weltrevolution, und damit die Weltherrschaft Judas gescheitert war, setzte Sowjetrußland alles auf eine Karte. Rußlands Rote Armee, bewaffnet bis an die Zähne, ausgerüstet mit allem modernen technischem Material, 16 000 000 Mann stark, sollte angefeht werden zur gewalttätigen Revolutionierung der Welt. Zur Brandfackel des beabsichtigten Weltrevolutionärs Krieges erkoren die bolschewistischen Führer Rußlands das unglückselige Spanien. Hier brach im Sommer 1936 ein blutiger kommunistischer Aufstand los, der die iberische Halbinsel in den noch jetzt andauernden entsetzlichen Bürgerkrieg stürzte. Im Verlaufe des spanischen Bruderkampfes versuchte Sowjetrußland mehr als einmal die europäischen Staaten gegeneinander zu hetzen. Ja, auf Geheiß der russischen Bolschewisten wurde der feige Nordüberfall auf das Panzerschiff „Deutschland“ unter-

nommen, um das Dritte Reich zum Kriege herauszufordern. Die Sprache der deutschen Geschütze vor Almeria belehrte die Moskauer Diktatoren aber, daß Deutschland nicht gewillt war und ist, Europa in das Chaos eines neuen Weltkrieges stürzen zu lassen, — den der Bolschewismus erstrebt und für seine Ziele ausnützen will.“

Die lange Rede hatte den Hinkenden doch etwas angestrengt. Daher verschnaupte er ein bißchen und tupfte sich mit dem



Stalin hängt Litwinow-Finkelstein das bürgerliche Mäntelchen um.

Sacktuch die Schweißtropfen von der Stirn. Lautlose Stille umgab den Alten. Nach dieser kurzen Unterbrechung nahm der Hinkende den Faden seiner Standrede wieder auf.

Ich komme nun zum letzten Punkte, zur Bekämpfung des Bolschewismus. Zwei verschiedene Dinge gibt es hierbei zu tun, bei denen jeder von euch mithelfen kann.

1. Die Bekämpfung des Judentums, denn es war und ist der wahre Führer des Bolschewismus.

2. Müßt ihr jeden deutschen Volks-

genossen so behandeln, daß er sich in der Volksgemeinschaft geborgen fühlt. Achte jeden redlichen Deutschen, welchen Berufes er auch sein mag, lasse niemanden hungern und frieren! Dann nimmst du am sichersten den Bolschewisten den Wind aus den Segeln. Deutschland aber gilt es so stark zu machen, wie nur möglich. Der Führer hat uns diesen Weg gewiesen. Er hat Gesetze geschaffen, Maßnahmen ergriffen, die für immer die Armut



Der süßliche Außenminister der Sowjetunion, Litwinow-Finkelstein, begann auf einmal von der Bölkerbundsanzel aus das nationalsozialistische Deutsche Reich in unehrerlicher Weise anzuspöbeln und zu verleumdern.

und Not in unserem Volke bannen sollen. Er hat uns gelehrt, jeden Volksgenossen als unseren Bruder zu betrachten. Er hat uns gelehrt, nicht von Volksgemeinschaft zu reden, sondern die Volksgemeinschaft zu verwirklichen. So hat er uns immun gemacht gegen die bolschewistische Seuche des Klassenkampfes und des Klassenhasses. Der Führer hat das neue nationalsozialistische Volksheer geschaffen, das die deutschen Fluren und Volksgenossen schützt vor den bolschewistischen Mordbrennern. Solange der Marschschritt der deutschen Volksarmee durch die

Strassen und Gassen unserer Städte und Dörfer schallt, werden sich die bolschewistischen Söldlinge hüten, die Grenzen unseres Volksraumes anzutasten. Der Führer hat aber auch außenpolitische Sicherungen geschaffen durch die Freundschaftsverträge mit Polen, Italien und Japan. Durch die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich ist auch dieses von deutschen Menschen bewohnte herrliche Land der Gefahr der Bolschewisierung endgültig entrisen worden. Durch den Antikominternpakt hat er die Achse Rom—Berlin und Berlin—Tokio zu einer weltpolitischen Realität erhoben, die nicht zu übersehen ist. Drei autoritär regierte Staaten, Deutschland, Italien und Japan haben dem Weltbolschewismus ein energisches Halt entgegengerufen.

Mit der Aufrichtung des nationalsozialistischen Reiches und des Antikominternpaktes hat der Führer nicht nur gekämpft für Deutschlands Sicherheit, sondern auch für den Frieden der Welt und für eine glückliche Zukunft aller Staaten. Es wird noch einmal der Tag kommen, an dem die von der bolschewistischen Drohung befreite Welt unserem Führer den Ehrennamen geben wird: Erretter der Menschheit von der kommunistischen Pest. Mit Bewunderung und Ehrfurcht werden einst die Enkel der jetzt lebenden Generation auf unseren gewaltigen Führer schauen, dem wir alle treue Gefolgschaft geschworen haben. Bewunderung und Ehrfurcht der Nachwelt werden auch uns gehören, die wir den Führer in seinem Kampf gegen die Weltgefahr des Bolschewismus unterstützen. Wir glauben fest und unerschütterlich, daß nicht Hammer, Sichel und Sowjetstern siegen werden, sondern die Banner der nationalsozialistischen Revolution. In dieser Zuversicht ruft mit mir: Unserm Deutschen Volk und unserm Führer Adolf Hitler: Sieg Heil! Sieg Heil! Sieg Heil!"



Oswald und Charlotte



Erzählung von Max Barthel

Jeden Abend stand der Lichtschein der großen Stadt wie eine Krone aus Rauch und Feuer über dem Tal, in dem der große Fluß verströmte. Er war von vier Brüden überspannt, die ihre Straßen nach den sanft ansteigenden Bergen und Hochflächen schickten. Bis auf die Berge war die Industrie geklettert. Ich arbeitete damals in einer Möbelfabrik, war achtzehn Jahre alt und Fahrstuhlführer. Mit meinem Freund, dem Maschinenarbeiter Oswald Heinzelmann, löste ich manchmal die Welträffel. Wir hingen im Fahrstuhl zwischen Tischlerei und Maschinenfabrik, bis ein Meister oder Vorarbeiter wütend an die Türe hämmerte und „Was ist denn jetzt schon wieder los? Warum fährt die Karre nicht?“ brüllend nach uns verlangte.

Heinzelmann war zwei Jahre älter als ich und hatte ein müdes, faltiges Gesicht. Unter einer mächtigen Stirn lagen graugrüne Augen. Wenn er den etwas zu großen Kopf hob und die Gesehe des Univerfums entschleierte, loderten seine Augen wie die einer sehnsüchtigen Frau. Seine dunkle Stimme bekam einen hellen Ton, die Falten im Gesicht glätteten sich.

Als wir viele Welträffel gelöst hatten und eines Abends die Krone aus Rauch und Feuer über dem Tal strahlen sahen, gingen wir in die Stadt hinunter zu einem Vergnügen. Es wurde getanzt. Um das spiegelnde Parkett bauten sich kleine Tische auf, an denen die jungen Leute saßen. Die Musik begann mit einer gestopften Trompete. Heinzelmann sah mit großen, sehnsüchtigen Augen nach der Türe, blickte dann auf seine Uhr und sagte seufzend: „Sie muß bald kommen.“

„Wer?“ fragte ich.

„Charlotte.“

„Sie kommt tanzen?“ staunte ich.

„Sicher“, antwortete er.

Charlotte wollte tanzen? Sie war siebzehn Jahre alt. Auf ihrem Gesicht lag noch der Schmelz der Jugend wie der Staub auf den Schmetterlingsflügeln. Das Mädchen war ein einziger Anruf der Freude an das Leben, wenn ihre traurigen Augen nicht gewesen wären, in denen viel zu oft die Schwermut der frühen Jahre dunkelte. Über diesen großen dunklen Augen standen wundervoll geschwungene Brauen, die das Gesicht in ferne Landschaften rückten. Wenn sie erstaunt die Stirne verzog und den Rosenblättermund wölbte, war sie fremd und fern wie aus China.

Ihr Vater arbeitete bei uns als Heizer, war von dem Feuer ausgedörrt und trank gern. Von seiner schmalen kantigen Stirn verlief sich eine weiße Narbe schräg nach dem linken Auge. Vor zwanzig Jahren hatte ein eifersüchtiger Nebenbuhler auf ihn geschossen. Achtehn Jahre war er nun verheiratet, ein Schuß hatte seine Liebe gekrönt, doch die Ehe war unglücklich und seine Frau ein zitternder Schatten geworden, der in Charlotte seine ehemalige Schönheit verriet. Der Rausch war verflogen. Manchmal schlug der Heizer seine Frau.

„Da kommt Charlotte!“ sagte Heinzelmann mit heller Stimme, stand auf und brachte das Mädchen an unseren Tisch. Sie begrüßte mich mit einem Lächeln, nahm eine Zigarette und wandte sich der Tanzfläche zu.

Am Nebentisch erhob sich ein Mädchen in weinrotem Kleid und warf sich einem Partner an die Brust, der sie um einen Kopf überragte. Sein Gesicht: das eines Landsknechts, in dem die Siege und Niederlagen des Lebens eingezeichnet waren. Seine riesigen Hände begruben die kleinen Hände seiner Partnerin, die lächelnd an seinem Gesicht hing. Wenn Lächeln Duft wäre, hätte sich nun der ganze Raum mit Heliotrop erfüllen müssen. Heinzelmann sah mit blinden, Charlotte mit glühenden Augen in den Tanz. Sie drehte sich im Geiste mit, ich sah das an ihren begehrlischen Augen und den unruhigen Händen, die auf den Tisch trommelten.

Die Musik bändigte und entfesselte die menschlichen Leidenschaften. Dort hatte sich ein feister Faun eine kühle Nymphe gegriffen. Sein Kopf war eine rote Kugel. Alles war rot an ihm: die Stirn, die Baden, der Hals, der Nacken, die Nase, die Hände, und auch die kleinen Augen hatten einen roten Schimmer. Neben ihnen drehte sich ein Mädchen in meergrüner Bluse und frischem Gesicht, das durch eine Stupsnase etwas Überlegenes bekam, mit einem hochaufgeschossenen jungen Mann mit unbeweglichem beinahe wächsernem Gesicht, in dem eine wilde Adlernase stand, im Kreise. Ein junges Paar schwebte vorüber, sie war höchstens siebzehn wie Charlotte und er zwanzig wie Heinzelmann, sie tanzten tief in sich versunken ihren ersten Kuß, ihre erste Liebe. Wie eine Sonnambule war die junge Dame im silbergrauen Kleid, die ihrem Tänzer, einen derben, vor Gesundheit strotzenden Naturburschen zu entfliehen schien und sich doch fest an ihn klammerte, als hätte sie Angst.

Und dann die Füße! Sie schleiften in einem Rhythmus über das Parkett und waren doch grundverschieden. Es gab Trampelfüße, Tanzfüße, zuckende Füße und steinerne Füße. Und die Händel! In der Art, wie ein Tänzer seine Dame führte, konnte man sein innerstes Wesen erkennen. Es gab zärtliche und brutale, kluge und dumme Hände. Die einen

waren immer geballte Faust, die anderen behutsame Liebkosung.

Auf die Hände und Füße hatte ich nicht geachtet. Charlotte machte mich darauf aufmerksam, als ich dreimal mit ihr tanzte. Heinzelmann war kein Tänzer. Als ich am Tische saß, starrte ich in die Gesichter, in die wunderbaren Landschaften, die das Leben formt und verändert, die voller Licht und Schatten sind und immer neue Rätsel und Überraschungen aufgeben. Gegen Mitternacht verließen wir den Tanzsaal, ich fuhr mit der Bahn nach Hause, Heinzelmann und Charlotte gingen zu Fuß.

Als der Schnee fiel, es war im Dezember gewesen, war ich schon einmal mit Charlotte in die Stadt gegangen. Die Laternen standen in der Dunkelheit wie kleine Sonnen in einem silbernen Dunstkreis. Der Abend war milde, man ahnte schon den kommenden Frühling. Lange gingen wir schweigend nebeneinander, das Mädchen atmete heftig und strich sich eine goldene Locke aus der Stirn. Dann begann sie zu sprechen. Es war wie ein Eisbruch im März, wenn das erste Grün auf den Flußwiesen flammt.

„Warum leben wir? Warum ist alles so schwer?“ fragte sie, in den fallenden Schnee starrend, „der Winter ist die traurigste Zeit. Einmal muß es anders werden, wenn der Frühling kommt,“ tröstete sie sich selbst. Sie begann laut zu denken, es war ihr vollkommen gleichgültig, ob ein Mensch zuhörte oder nicht. „Im Frühling, ja, da blühen die Blumen in den grünen Wiesen. Zuerst sind sie gelb, dann lila, zuletzt schneeweiß, wenn die Margueriten kommen. Ach, in den Blumen und Gräsern zu stehen, bis an die Hüften wachsen die Gräser! Schmetterlinge, Libellen, Bienen, und die Elbe mit den verströmenden Wellen!“

Am schönsten ist es, wenn ein Gewitter über die Berge zieht, wenn das Tal blüht und donnert! Die Bäume rauschen, die Gräser zittern, die Blumen schließen sich, der erste Regen fällt. Die Elbe schäumt wie grünes Silber. Rote, schwefelgelbe und blaue und silberne Blitze erleuchten

die Finsternis. Die Donner sind wie das Lachen eines Gottes. Wie das Lachen eines Gottes", wiederholte sie und verzog die weiße Stirn. „Er steht über den schwarzen Wolken, sein Gesicht ist die Sonne, dann spannt er seinen Regenbogen von Berg zu Berg. Herrlich!“ sagte sie, „Wundervoll!“

Das Wilde war aus ihrer Stimme gewichen und hatte dem Milde den Platz gemacht. Dann, als sei nichts geschehen, begann sie mit einem nichts sagenden Gespräch über die Siedlung, über die Fabrik und die schlechten Verkehrswege nach der Stadt. Das war Charlotte Haubert, die Siebzehnjährige, mit der ich dreimal getanzt und die mich auf die Hände und Füße der Tanzenden aufmerksam gemacht hatte!

Am nächsten Tag war Heinzelmann schlechter Laune. Wir stellten den Fahrstuhl ab, hörten die groben Maschinen krachen und schüttern und lösten neue Beltrüffel. Heinzelmann! Wie kann und darf ein erwachsener Mensch Heinzelmann heißen! Das waren doch die berühmten Zwerge aus Köln, die vortrefflichen Arbeitsgeisterchen, die ein angefangenes Werk vollendeten!

„Ach, hört mir doch endlich auf mit dem Heinzelmann!“ sagte mein Freund, „der Name klebt wie Pech und Schwefel an mir. Die Maschinen sollten Heinzelmann heißen, die Leimmaschine, die Bandsäge, aber nicht ein Mann wie ich.“ Er schwieg. Seine Stimme wurde heller, als er fortfuhr: „Du, ich habe gestern noch ein Gedicht geschrieben, willst du es lesen?“ Er brachte aus der blauen Bluse ein Blatt Papier und gab es mir. Ich las die Verse, die an ein Mädchen gerichtet waren. Darunter stand in großen, schwingenden Buchstaben: „Heinz Elm.“

„Heinz Elm? Bist du das?“

„Was dagegen?“ fragte er mit dunkler Stimme.

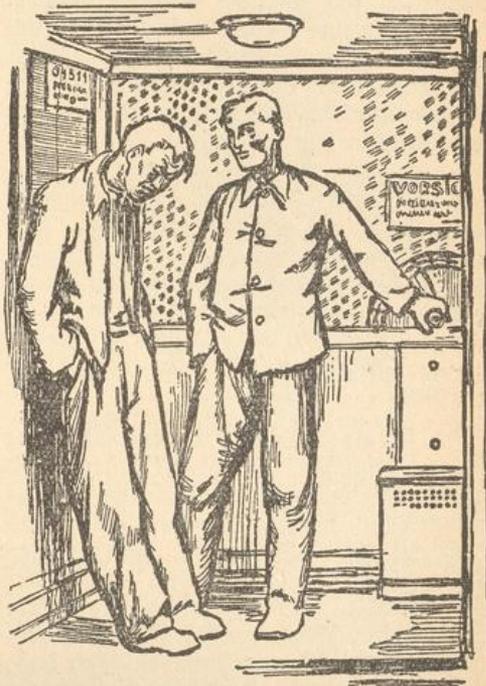
„Nein, aber das Gedicht ist gut. Für wen ist es?“

„Natürlich ist es gut“, sagte er mit hellen Tönen, „es ist an Charlotte.“

„An Charlotte? Ach ja, selbstverständlich!“

In den Versen wurden die Sterne beschworen, die aus dem Siebengestirn, jeder Stern war ein Gruß an Charlotte, sie strahlten und leuchteten nur, weil es ein junges Mädchen gab, eine Siebzehnjährige, in die sich ein Zwanzigjähriger verliebt hatte.

„Sie hat es nicht gut zu Hause. Du kennst ja die Verhältnisse. Der Haubert ist ein schlechter Vater. Seine Frau leidet



Wir stellten den Fahrstuhl ab und lösten neue Beltrüffel.

sehr. Charlotte muß sich das alles mit ansehen. Wenn ich nur helfen könnte! Ach,“ sagte er mit tonloser Stimme, „was macht das Leben aus den Menschen! Was bleibt uns, wenn man sich alles richtig überlegt!“

„Viel“, antwortete ich, „zum Beispiel ein Mädchen von siebzehn Jahren, das du lieben darfst.“

„Du hast recht“, sagte er mit den hellen

Tönen, „du hast recht. Es bleibt die Liebe.“

Die Maschinen krachten und schütterten immer noch, doch es war für uns Lärm aus einer fremden Welt. Plötzlich schlug ein Meister der Tischlerei an die Eisentüre und brüllte: „Verflucht, wo bleibt nun wieder mal der Fahrstuhl?“

Ich stellte den Motor an, Heinzelmann lieferte den Zuschnitt in der Tischlerei ab, unten im Maschinensaal im Donnern der Arbeit dachte ich an das Mädchen und meinen Freund. Die Maschinen verwandelten sich wirklich in gute Geister, die angefangene Arbeit vollendeten, auch wenn sie sich mit Staubwolken umhüllten und manchmal blühend nach dienenden Händen gierten. Viele Kameraden hatten verstümmelte Hände.

Am Abend ging ich mit Heinzelmann in das Dorf, in dem wir wohnten. Auf dem kleinen Hügel, den die Felder umarmten, standen drei junge Birken, silberne Säulen mit lichtgrünen Zweigen, in edler Klarheit gegen den leuchtenden Himmel. Ich nahm das Gespräch über Charlotte wieder auf und fragte: „Liebt ihr euch sehr?“

Im selben Augenblick bereute ich meine Worte, denn sein Gesicht verfärbte und erhellte sich im gleichen Atemzug. Seine graugrünen Augen wurden groß und strahlend wie die einer sehnsüchtigen Frau. Die Falten wichen von seiner Stirn, als er sagte: „Lieben ist gar kein Wort dafür. Verbrennen müßte es heißen, sterben und wieder auferstehen! Ich habe viel gelesen und darüber nachgedacht, warum in den alten Geschichten die Könige ihren Purpur und die Herren Philosophen ihre Würde verloren, wenn die große Liebe ihr Herz berührte. Ich verstand nie, wie ein Mann, ein Weltveränderer, alles hingeben und aufgeben kann um eines Kusses, einer Umarmung willen! Aber jetzt verstehe ich alles. Immer und immer möchte ich um Charlotte sein. Es ist,“ sagte er ganz leise, „wohl der Anruf des Göttlichen, das uns zwingt, das Gesetz zu erfüllen.“

Aber wie kann ich, der Heinzelmann, so eine,“ er suchte das richtige Wort, „so eine Prinzessin glücklich machen? Siehst du,“ fuhr er fort und hob den Kopf, „in der Dichtung ist alles anders als in der Wirklichkeit. Denke an Goethe, Shakespeare oder Balzac. Da lieben sich zwei Menschen. Sie haben alle Voraussetzungen des Glücks, auch wenn es ins Unglück führt, sie haben Zeit für ihre Leidenschaften, sie haben Geld für die großen ergreifenden Abenteuer. Sie können sich die Welt erobern, sie erobern die Welt, sie liegt ihnen zu Füßen. Sie sind selbst wie die Fülle. Und weil sie das sind, können sie auch ihr volles, ihr ganzes Dasein leben. Weißt du, was sie sind? Lieblinge der Götter! Das ist es. Aber wir armen Kerle haben ja nur ein Viertel, wenn es hochkommt, die Hälfte des Daseins, weil wir arm sind, sogar unsre Liebe ist bitter.“

„Narr“, sagte ich, „in jedem Menschenherz ist Himmel und Hölle. Du bist jung und stark. Nimm dein Mädel in die Arme und gib ihr einen Kuß. Dann ist alles in Ordnung. Alles andre ist Nebensache und nicht wert, daß man darüber spricht.“

„Meinst du?“ fragte er und starrte in die Ferne, die vom Widerschein des Sonnenuntergangs leuchtend war. In seinem verschleierte Blick war zu lesen, daß er noch nie ein Mädchen geküßt hatte. Der Tanzabend mit Charlotte fiel mir ein und ihr Geständnis im Dezember, ihre Sehnsucht nach Blumen und Frühlingsgewitter, die Trauer der frühen Jahre, die noch nichts von der Süße und Bitternis aller Dinge weiß.

„Aber das Gedicht ist gut, ich will es heute noch Charlotte geben“, sagte er. „Meinst du, daß es ihr gefallen wird?“

„Bestimmt“, sagte ich.

Als wir uns trennten, lud er mich für den nächsten Sonntag zu einem Ausflug ein. Die ganze Woche sprachen wir kein Wort von dem Mädchen, er erzählte auch nicht, wie sie die Verse aufgenommen hatte. Auch die großen Aussprachen über die Welträtsel unterblieben. Sein Gesicht

war noch faltiger, seine Augen noch sehnhäftiger geworden.

Am nächsten Sonntag trafen wir uns an der Brücke.

„Es ist schön, daß du kommst“, begrüßte mich das Mädchen.

„Wir haben schon auf dich gewartet“, sagte Heinzelmann.

„Wohin gehen wir?“ fragte ich.

„In die Heide!“ antwortete Charlotte.

Der Weg führte uns bald in die Heide, in der die Buchen goldgrün leuchteten. Der Tag war sehr schön, strahlend der Himmel, erquickend der Wald, jeder Atemzug war zur Freude gemacht, aber die beiden Liebenden quälten sich und hatten die Scham vor einem Zuhörer verloren. Zuerst wollte ich allein weitergehen, aber sie bat mich wie aus einem Munde, doch zu bleiben. Ich blieb und mußte alles mit anhören.

„Warte nur, Mädelschen“, sagte Heinzelmann, und in seiner Stimme zitterten die hellen Töne, „ein Jahr noch, dann wandern wir aus. Nach der Südsee, wenn du es willst. Ich höre schon die Muschelhörner blasen. Hier ist ein Buch. Es sind Südseegeschichten. Die mußt du lesen.“

Charlotte antwortete mit ihrem hochmütigsten Gesicht: „Erstens bin ich kein Mädelschen und zweitens glaube ich dir nicht mehr. Das Buch kannst du behalten. Immer bringst du Bücher, Bücher, Bücher! Nicht einmal tanzen kannst du mit deinen steinernen Füßen! Was wollen wir in der Südsee? Dann schon lieber nach China!“ Ihr Rosenblättermund bebte und war nichts als Spott. Auf der weißen, niedrigen Stirn stand zwischen den dreieckigen Augenbrauen eine steile Falte. Heinzelmann sah nicht diese Falte und auch nicht den spottenden Mund. Er hörte nur eine dunkelklagende Mädchenstimme und antwortete: „China? Warum nicht nach China? Wundervoll ist es in China! Das Reich der Mitte! Laotse! Kungfusse! Die chinesischen Hühner sind bunter als alle Papageien! Auf den Gräbern und im

Bambus schreien die Affen! Am wundervollsten aber sind die chinesischen Götter. Es gibt lachende Götter, Charlotte! Kannst du dir lachende Götter vorstellen?“

Es war schrecklich.

Zwei junge Menschen, die wie Fadeln brannten und von Büchern, von der Südsee, vom Reich der Mitte und von schreienden Affen im Bambus sprachen! Ein Zwanzigjähriger und eine Siebzehnjährige, die sich quälten, die sich liebten



Heinzelmanns Gesicht verfiel und wurde alt und faltig.

und keine Augen für den schönen Tag hatten, weil die Angst vor der Liebe ihre Herzen verdunkelte.

„Ja, ich kann mir ganz gut lachende Götter vorstellen“, sagte das Mädchen mit böser Stimme, „aber sie lachen nur über uns. Über dich am lautesten!“ Nun begann sie haltlos zu lachen. Als sie sich wieder beruhigt hatte, erklärte sie: „Ach, ich will hinaus in die Welt, in die richtige Welt und nicht nur in deine Traumwelt. Mein Vater ist nicht gut zu meiner Mutter, aber einmal ist auf ihn geschossen worden! Weil er liebte. Aber du machst nur große Worte.“

Heinzelmann zuckte zusammen.

Sein Gesicht verfiel und wurde alt

und faltig, die sonst so feurigen Augen erloschen. Er antwortete nicht mehr, steckte das Buch mit den Südseegeschichten in die Tasche und ließ den Kopf hängen. Nach einem langen bedrückenden Schweigen gingen wir endlich nach Hause. Charlotte war drei Schritte voraus und wiegte sich aufreizend in den Hüften. Einmal warf sie Heinzelmann einen tiefen, fragenden Blick zu, doch er blieb blind, und ich durfte nichts sagen und nichts sehen, weil ich ja sein Freund war, mit dem er die Welträtself löste, wenn wir zwischen Maschinenfabrik und Fertigmacherei den Fahrstuhl abstellten.

Kurze Zeit nach jenem Ausflug verließ ich die Fabrik und ging auf Wanderschaft nach Italien. Heinzelmann schrieb mir einmal nach Neapel. Charlotte hatte nicht unterschrieben.

Da kam der große Krieg. Als der beendet war, zog ich nach Berlin. Und nach genau zweiundzwanzig Jahren sah ich am Potsdamer Platz Charlotte als Blumenfrau wieder! Also hatte sich wenigstens ihre Mädchensehnsucht nach Blumen erfüllt! Ich kaufte Rosen, sie bediente mich mit glücklichem Gesicht, erkannte mich aber nicht. Was aus Oswald Heinzelmann geworden ist, weiß ich nicht.

Ludendorff Von Dr. W. S. Ganser

Wenige Tage vor Beginn des Jahres 1938, am 20. Dezember 1937, ist Ludendorff von uns gegangen. Es ist eine selbstverständliche Pflicht der Dankbarkeit, jedem deutschen Volksgenossen noch einmal Leben und Werk dieses gewaltigen Mannes in kurzen Zügen ins Gedächtnis zurückzurufen.

Am 9. April 1865 wurde Erich Ludendorff auf dem väterlichen Gut Kruschewnia in der Provinz Posen geboren. Wie so viele junge Deutsche trat auch er ein in die Preussische Armee, um seinem Volke als Soldat zu dienen. Die Kadettenanstalten zu Plön und Lichtenfelde durchlief er mit Auszeichnung. Schon mit 17 Jahren war er Leutnant, mit 30 Hauptmann, mit 36 Major, mit 51 General der Infanterie. Fürwahr eine stolze Laufbahn, ein glänzendes Avancement!

Nach einigen Jahren der Verwendung im Truppengeneralstab des IV. und V. Armeekorps wurde Ludendorff 1904 in den Großen Generalstab, und zwar in die Aufmarschabteilung berufen. Durchdrungen von Schlieffens Geist, durchglüht von der Sorge um sein von Feinden umstelltes Vaterland, setzte er sich unablässig ein für

die völlige Ausschöpfung der deutschen Wehrkraft, für die Schaffung einer schweren Artillerie und die Bereitstellung ausreichender Munitionsbestände. Leider predigte Ludendorff tauben Ohren. Weder die Ministerien, noch der Reichstag bewilligten seine Forderungen. Als lästiger Mahner wurde er 1913 zur Truppe zurückversetzt und damit kaltgestellt.

Infolge der Versäumnisse, die Ludendorff vergebens abzustellen sich bemüht hatte, zog Deutschland im August 1914 mangelhaft gerüstet in den Weltkrieg. Nur dank Ludendorffs Eingreifen glückte der Sturm auf die Festung Lüttich. Der Orden pour le mérite belohnte diese glänzende Waffentat.

Als die Dampfwalze der Russen Ostpreußens Sommerfluren zermalmte, brachte Ludendorff gemeinsam mit Hindenburg die Rettung. In den gewaltigen Vernichtungsschlachten von Tannenberg, an den Masurischen Seen, an der Weichsel und bei Lodz zertrümmerte er den russischen Koloss. Zu spät wurden die beiden Sieger von Tannenberg im Herbst 1916 zur Leitung der gesamten Feldarmee berufen. Vor allem Ludendorff war es zu

anken, daß die Angriffe der Ententeheere im Jahre 1917 samt und sonders scheiterten. Jedoch die Uebermacht und Hilfsquellen der Alliierten und Assoziierten Mächte waren zu groß. Ihre Siegeshoffnung und Siegeschancen wurden neu belebt durch den Einsatz der zahllosen frischen amerikanischen Divisionen. Ludendorff erkannte klar, daß er den Krieg beenden mußte, bevor diese amerikanischen Millionenmassen voll zur Auswirkung gelangten. Daher suchte er in zwei gewaltigen Offensiven im Jahre 1918 den Endsieg zu erringen. Die Frühjahrsoffensive scheiterte nach riesenhaften Anfangserfolgen an dem Mangel an Reserven, die Sommeroffensive durch Verrat und durch den Dolchstoß, den die Parteien der SPD., USPD. und des Zentrums durch die Verhetzung und Verfeuchung der Heimat mit pazifistischen Gedankengängen führten. Am 26. Oktober 1918 wurde Ludendorff den oben erwähnten Parteien zum Opfer gebracht und entlassen. Nun gab es erst recht kein Halten mehr. Den

Soldaten Ludendorff hatten die Revolutionäre gefürchtet. Nachdem dieses Bollwerk gefallen war, hatten sie gewonnenes Spiel. Am 9. November 1918 hißten die roten Meuterer die Flagge der Revolution. Der Zusammenbruch war da, wahrhaftig nicht durch Ludendorffs Schuld.

Ungebrochen setzte Ludendorff nach dem Waffenstillstand und Diktat von Versailles als politischer Kämpfer sein Ringen um Deutschlands Wiedergeburt in Wort und Schrift fort. Gemeinsam marschierte er mit unserem Führer Adolf Hitler am 9. November 1923 zur Feldherrnhalle. Wieder vernichtete Verrat den nahen Erfolg.

Wir sind dem Schicksal dankbar, daß es Ludendorff noch vergönnt war, das Dritte Reich und seinen Baumeister zu schauen. Er wurde geehrt durch die Verleihung des Infanterieregimentes 39 und durch den Namen: Feldherr der Deutschen im Weltkrieg. Ewig wird Ludendorff sein einer der größten Söhne der deutschen Nation.

Andreas Hofer

Von Robert Hohlbaum

Ich sehe ihn noch vor mir, den riesigen Mann mit dem großen schwarzen, besser schwarzgefärbten Bart, in der für einen Schlesier mehr als absonderlichen Kleidung, rotbraunem Janker, grünen Hosenträgern mit gesticktem „Grüß Gott“ und — das war für uns das Merkwürdigste — nackten Knien und Stutzen. Kurz, es war eine Tracht, die ins Passeiertal, aber nicht in die Altvaterberge gehörte. Wir Lausbuben rannten hinter ihm her und schrien seinen Spottnamen „Andreas Hofer“. Das focht ihn aber nicht an; er ging aufrecht weiter, unserer Rufe nicht achtend, denn für ihn war der Name ein ehrenvolles Beiwort und kein Schimpf.

Wie er dazu gekommen war, darüber

bestanden zwei Fassungen des Berichtes. Die erste, ehrenvollere, wußte zu sagen, daß er einst in grauer Vorzeit bei der Vorführung eines Andreas-Hofer-Stüdes in einem Verein die Hauptrolle gemimt und vergessen hatte, auf den dröhnenden Schuß hin umzufallen; eine andere, daß er als Zuschauer auf der Galerie eingeschlafen, von dem plötzlichen Schuß erweckt, heruntergefallen sei. Daran sollte in der Hauptsache eine Flasche Schuld getragen haben, die er noch in unseren Tagen mit sich trug. Rauhe Wurzeln ragten daraus und markierten verschämt den Begriff Kräuterlikör; im übrigen war sie mit reinem Spiritus gefüllt. Er betonte jedoch stets, das sei die Lieblingsmarke des Sandwirtes von Passeier ge-

wesen, ohne die er die Schlacht am Iselberg nicht geschlagen hätte, und es sei nur recht und billig, daß er sein Pietätsgefühl bis auf diese Einzelheiten erstrecke.

Der gute Mann war früher, dem Vernehmen nach, ein ruhiger und friedlicher Zeitgenosse gewesen, aber mit dem neuen Namen und der damit in seinen Augen verbundenen Würde hatte sich seiner ein stolzer Freiheitsdrang bemächtigt, der ihn nicht zur Ruhe kommen ließ. Wo immer ein Krakeel im Gange war, wo immer er den Verdacht hegte, die Freiheit werde unterdrückt, mischte er sich hinein, störte sogar Amtshandlungen der Polizei und wurde des öfteren gefangen gesetzt, was mit seiner Heldenwürde ganz gut übereinstimmte; denn Andreas Hofer hatte ja auch zu Mantua in Banden geschmachtet. Wenn man durch das „enge Gassel“ ging, das die vergitterten kleinen Fenster des Stadtgefängnisses flankierten, so konnte man aus dem Unsichtbaren gar oft einen geheimnisvoll gröhenden Gesang hören, der sich besonders Kundigen als das Andreas-Hofer-Lied entschleierte. Und ich erinnere mich, daß mich in solchen Augenblicken die ganze Gespensterhaftigkeit einer verklungenen Schauerzeit anwehte und ich mir gelobte, nie mehr dem Andreas Hofer nachzuspotten, ein Schwur, den ich am hellen Tage allerdings wieder leichtlich brach.

Ich entwuchs sowohl den Schauern als den Lausbubenstücken, und als ich nach jahrelanger Abwesenheit wieder einmal die Heimat besuchte und mich nach dem Schicksal meines seltsamen Freundes erkundigte, erfuhr ich, daß er daran sei, im Greisenversorgungsheim ein sehr unrühmliches Ende zu nehmen.

Und dann versank die alte gute sorglose Zeit, und eine andere stieg herauf, jener

fernen viel näher, die uns als Kinder ein Märchen gedünkt hatte. Fremde Soldaten marschierten durch die Gassen meiner kleinen Heimatstadt, wie einst durch die Dörfer des Pässeerlandes. Kein Andreas Hofer erstand, keine Schlacht am Berge Isel wurde geschlagen, kein furchtbares Gefecht an der Pontlazer Brücke; nur einmal versammelten sich alle, die an Deutschland hingen, Männer, Frauen, Kinder, auf dem Markte, um Zeugnis für ihre Verbundenheit mit dem großen Vaterlande zu geben, friedliches, in den Rahmen des Gesetzes gebettetes Zeugnis.

Der Alte im Greisenasyl hatte eine unruhige Nacht verbracht und war von der Pflegerin des öftern verwiesen worden. Im grauen Morgen erhob er sich, trat ans Fenster und lauschte. Eine Ahnung hatte ihn befallen, daß da draußen sich etwas vorbereite, das mit seinem früheren Leben, mit der Rolle, die er unfreiwillig und freiwillig gespielt, in irgendeinem Zusammenhang stand. Kein Zureden, kein Drohen half, unbewegt hielt er am Fenster und lauschte, bis der anhebende Lärm der Menge, die sich von allen Seiten nach dem Marktplatz wälzte, auch in die Stille des Asyls drang.

Da straffte sich mit einemmal die gebückte Gestalt, sein wankender Gang wurde aufrecht, seine schlurfenden Füße faßten festen Tritt, das verschwommene Auge erspähte den Augenblick, da die Pflegerin nach dem Frühstück ging, die zitternde Hand öffnete zielbewußt den Koffer und zog daraus das vergilbte Gewand, die braunrote Jade, den grünen Hosenträger mit der „Grüß Gott“-Inscription, die Lederhosen, Stutzen und grobgenagelten Pässeerschuhe, und legte, von den stumpfen Gefährten verständnislos beglöhrt, das Gewand Stück für Stück

Ein Volk, das politisch ehrlos ist, wird auch politisch wehrlos, um dann auch politisch verklart zu werden. *Rede des Führers am 18. 9. 1922 in München*

an. Dann ging er wieder mit dem Instinkt eines witternden Tieres begabt, in einen unbewachten Augenblicke aus dem Tor, tappte sich die Gasfen lang, bis er in die Menschenflut tauchte und mit ihr dahinschwamm.

Die Vorgänge sind bekannt, vielleicht auch schon vergessen. Das fremde Militär schoss in die friedlichen Waffenlosen, in Männer, Weiber und Kinder.

Bald lag der Markt leer, nur die Toten deckten die Erde.

Unter ihnen war auch ein Greis in seltsamer Kleidung, in rotbrauner Jade und Lederhosen, aus denen die armen dürren Knie stachen, nur das „Grüß Gott“ des grünen Brusthalters war nicht mehr zu entziffern, das Blut hatte es verwaschen.



Ehe man die Toten forträumte, stand ich lange an der Leiche des Greises.

Ehe man die Toten forträumte, stand ich lange an der Leiche des Greises und las aus den entrückten Zügen die seltsam ernste Erfüllung und Verklärung eines lächerlich wirren Lebenstraums.

Von Oesterreichs Weg und deutscher Sendung

Von Dr. Philipp Leibrecht

Großdeutschland ist Wirklichkeit geworden. Die österreichischen Brüder sind heimgekehrt ins Reich. Vorüber ist die lange Not und Sorge um die gefährdete Ostmark, und wir wissen, daß uns keine Macht mehr trennen wird, uns, die schon vom Anbeginn der deutschen

Volksgeschichte her zusammengehören. — Das Wort Osterreich hat einen hellen, heiteren und zugleich einen dunklen, ernstesten Klang, und in diesem Klang schwingt und dröhnt das ganze deutsche Schicksal unaufhörlich durch die Jahrhunderte mit. Und das Geschehen der

Gegenwart können wir in seiner ganzen Größe nur ermessen, wenn wir die Vergangenheit der deutschen Erde am Fuße der Alpen und an der Donau kennen.

Auf das Geheiß Karls des Großen zogen Siedler aus allen deutschen Gauen und Stämmen nach dem Osten, um einen Schutzwall gegen die drohenden Mächte Asiens zu bilden. Zu Beginn dieser Ostbewegung haben schon im 8. Jahrhundert die Bayern die Ostmark — das heutige Österreich — besiedelt. Mit der rodenden Art und dem schürfenden Pflug eroberten sich Krieger, Bauern und Mönche mühsam das Alpenvorland, immer im harten Kampfe mit den aus Asiens endlosen Steppen vordringenden räuberischen Reiterhorden der Awaren. Langsam nur gelang die Landnahme, schwer war zu halten, was schwer gewonnen ward. Die erste Geschlechterfolge der Siedler erntete oft den Tod, die zweite die Not und erst die dritte das Brot. Doch immer mehr Truhburgen schirmten das Land, immer längere Straßen erschlossen die Wildnis. Raum aber war die Macht der Awaren zertrümmert, da brachen — wieder aus Asien — die wilden Schwadronen der Magyaren, der Ungarn, wie eine fressende Springslut über Saat und Siedelung und vernichteten im Kampfe um den Besitz der Ostmark alles, was unter ihre Hufe geriet, bis die großen deutschen Könige aus dem Sachsengeschlecht Heinrich I. und Otto I. die Eindringlinge vertrieben. Später wurden die Ungarn seßhaft, nahmen nordisches Blut und deutsche Kultur in sich auf und wurden selbst zu einem Grenzwall gegen Asien.

Im Jahre 976 wurde die Ostmark durch Kaiser Otto II. vom Herzogtum Bayern gelöst und dem fränkischen Fürstengeschlechte der Babenberger zu eigenständigem Lehen übergeben; und bald erscheint in den Urkunden jener Zeit der stolze Name „Ostarrichi“. Die Babenberger waren rechte Führernaturen und haben das hartumrungene Land zu Macht und Wohlstand gebracht. Auf ihren

Burgen entfaltete die ritterliche Kultur des Mittelalters ihre höchste Blüte und an ihrem sangesfreudigen Hofe zu Wien fand die holdselige Kunst der Minnedichtung ihre schönste Heimstatt, vor allem deren größter Meister: Walther von der Vogelweide. Der stammte aus dem Eisacktale zu Tirol und wurde später in dem weltgeschichtlichen Kampfe zwischen Kaiser und Papst zum ersten leidenschaftlichen politischen Dichter der Deutschen, zum flammenden Herold eines mächtigen einigen und freien volksdeutschen und schwertgewaltigen Kaisertums und Reiches. In Österreich ist auch die größte dichterische Schöpfung des Mittelalters Gestalt geworden: Das Nibelungenlied, das hohe Heldenlied germanischer Treue und Ehre.

Im späten Mittelalter wurde Rudolf von Habsburg deutscher König, und damit verband sich das Geschick der Nation, vor allem aber der Ostmark, für sechs Jahrhunderte mit dem Glanz und Glück, aber auch mit dem Unglück und der Schwäche und zuletzt — im Todesringen des Weltkrieges — mit dem Verrat der Habsburger. Kaiser Rudolf gab Österreich, Kärnten, Krain und Steiermark seinen Söhnen. Die und ihre Nachkommen schufen sich daraus wohl eine gewaltige Hausmacht, aber aus der langen Reihe der dann folgenden Habsburger ragen nur ganz wenige große Gestalten hervor, welche die Verantwortung für die deutsche Entwicklung und Sendung der Ostmark ernst und warm im Herzen trugen. Und nur ihrer wollen wir hier gedenken; alle anderen Habsburger sind uns blutleere Schatten, die nur ihren dynastischen und konfessionellen Interessen gelebt und sich zuweilen schwer am gesamtdeutschen Gedanken versündigt haben. Sie ließen sich nur tragen vom deutschen Schicksal, selber formen und führen konnten sie es nicht. Andere Männer mußten für sie Geschichte machen, und manch einer von diesen treuen Feldherrn und Staatsmännern mußte schmerzlich erfahren, weshalb im Volke bitter und spöttisch die Rede umging vom „Danf

des Hauses Habsburg" — will sagen: Andank des Hauses Habsburg. Entsetzlich wurde Osterreich in den Hussitenkriegen gebrandschatzt und verwüstet. Trohdem wuchs die Hausmacht der Habsburger durch Heiraten und Verträge, und mit goldenen Lettern stand in den Chroniken: A E I O U = Alles Erdreich ist Osterreich untertan. Auch kam nun endlich ein Herrscher, der seines hohen Amtes wert und fähig war: Maximilian I., der in der Geschichte den wehmütig-stolzen Beinamen des „Lezten Ritters“ erhalten hat. Durch seine Landsknechtsscharen hat er die Deutschen wieder zum kampftüchtigsten Volke der Welt gemacht; das Volk liebte ihn ob seiner Leutseligkeit und seines Herzengradels, und besonders in der Ostmark hat man noch vom Kaiser Max gesungen und erzählt, als er lange schon heimgegangen war. In seiner Lieblingsstadt Innsbruck, wo er einst Hochzeit gefeiert, steht auch sein von ihm selbst entworfenes und vom Meister Peter Vischer in Erz gegossenes Grabmal. Ihm aber folgten die vielen steifen und von ihrem Zeremoniell in ihrem Prunkschlosse zu Wien ummauerten Habsburger, welche die Zeichen der Zeit nicht erkannten und dem gewaltigen Ausbruch des deutschen Schicksals in den Geisteskämpfen, Bauernaufständen und Religionskriegen hilflos gegenüberstanden. Sie waren ihrer Aufgabe nicht gewachsen, und als sie gar zu flug im Westen Frankreich zu umklammern strebten, da erschienen mit Hilfe französischen Goldes zum ersten Male die Türken vor Wien und belagerten 1529 die „vielsuldende“ und „tapfer ausharrende“ Stadt.

Wien, die schönste und wichtigste Stadt des Reiches an der Kreuzung der großen Heeres- und Handelsstraßen von der Ostsee zur Adria, vom Westmeer nach dem Orient, Wien stand schon damals als Bollwerk im Osten auf jener Wacht, von der es bis heute noch keiner ablösen konnte. Heftig rannten die Türken gegen seine festen Mauern an, und nur dem vorzeitigen Eintritt der Kälte dankte die von

Niclas von Salm tapfer verteidigte Stadt ihre Rettung. Die Türken zogen ab, aber sie blieben an den Grenzen des Reiches. Und sie kamen wieder. Noch nicht ein Menschenalter war verflossen, seit über das vom Dreißigjährigen Kriege erschütterte und erschöppte Deutschland die rauhen Schrecklieder vom wilden Schweden und der Soldateska Wallensteins erklungen waren, da gingen erregende Botschaften um von einer neuen Türkengefahr, und nun sollte die Ostmark ihre höchste und schwerste deutsche Sendung erfüllen. Im Jahre 1683 standen die Türken wieder vor Wien. Und wieder waren französisches Gold und Machtgier im Spiele. Mitten im Frieden hatte Ludwig XIV., der Sonnenkönig von Frankreich, dem Deutschen Reiche 1681 Straßburg entrissen, und um seines frechen Raubes froh werden zu können, hegte er den türkischen Kettenhund gegen den Deutschen Kaiser, damit der in seiner Not nicht mehr wisse, wo er das Reich verteidigen solle, am Rhein oder an der Donau, im Westen oder im Osten. Aber der Franzosenkönig hatte sich verrechnet. Denn die zweite Belagerung Wiens wurde für den Islam und seine Macht zu einer weltgeschichtlichen Niederlage. An der deutschen Kraft brach sich die türkische Springflut und strömte zurück. In der blutigen Schlacht am Rahlberge bei Wien, wo treu vereint alle deutschen Stämme und Reichsvölker, Katholiken Seite an Seite mit Protestanten, heldenmütig um die bedrohte Ostmark gegen den einen Feind kämpften, erlag der Halbmond dem Kreuz. Die Sieger stießen dem fliehenden Türkenheer nach, Ungarn ward zurückerobert, und der deutschen Nation wurde eine neue große Zukunft eröffnet durch die breite Welle volksdeutscher Siedlung, die sich nun im Südosten ausbreiten konnte. Dieses Werk herrlich vollendet hat aber erst der Prinz Eugen von Savoyen durch seine glänzenden Siege über Türken und Franzosen, Prinz Eugen, der „edle Ritter“, wie ihn das Volks- und Soldatenlied nach der Schlacht bei Belgrad gepriesen hat, der größte österreichische Staats-

mann und Feldherr, der „Held Deutschlands“, wie ihn später Friedrich der Große nannte. Seine Marschkolonnen haben bis an die weitgeschwungenen Hochfämme der Karpathen alten deutschen Kulturboden zurückgewonnen und dort vielen Tausenden deutscher Landsucher eine Heimat geschenkt. „Der Prinz Eugen trägt den Blitz des deutschen Adlers“, so jubelten die Zeitgenossen; und an diesem Blitz entzündete sich neu das Nationalbewußtsein aller Deutschen, in heißer Hoffnung auf die Wiedererstarbung des Kaisertums und Reiches in ewiger Einheit.

Aber das harte Schicksal hat es gewollt, daß im 18. Jahrhundert schon sich ein Preußendeutschland und ein Österreichdeutschland nebeneinander bildeten und die Einheit der Nation mehr und mehr zerbrach. Das konnten auch die zwei letzten wirklich großen Herrschergestalten nicht verhüten, die aus dem Hause Habsburg hervorgingen, und die selbst ihren Stolz darein setzten, deutsche Fürsten zu sein: Maria Theresia (1740—1780) und ihr Sohn Joseph II. Die Kaiserin war eine tapfere Frau, klug, schön und herzengwarm. Sie war die größte Fürstin, die je eine deutsche Krone getragen, und wurde wie eine Mutter vom österreichischen Volke geliebt. Und eine sorgende deutsche Mutter war sie auch den sechzehn Kindern, denen sie das Leben geschenkt und die sie alle persönlich betreut hat. Aber unter ihrer Herrschaft brach — ohne ihre Schuld — durch den Krieg mit Friedrich dem Großen zum erstenmal in der deutschen Geschichte jener tragische Zwiespalt der Herrscherhäuser Habsburg—Hohenzollern, der Staaten Preußen und Österreich aus, im Verlaufe dessen Österreich allmählich ganz und für immer aus Deutschland hinauszuwachsen drohte. — Noch tiefer als Maria Theresia selbst war ihr Sohn, der Kaiser Joseph II., von seiner und Österreichs deutscher Verantwortung und Sendung durchdrungen. Der große Menschenfreund brachte Österreich die Glaubensfreiheit und bekämpfte überall die verhängnisvolle Vermengung von Religionsbekenntnis und Politik, die in

der österreichischen Geschichte so bittere Früchte getragen hatte. Er stärkte das deutsche Volkstum und förderte die Kolonisation im Südosten mit allen Kräften. Auf ihn richteten auch die großen Denker und Dichter der Zeit ihre Hoffnungen, und Johann Gottfried Herder rief ihm zu: „Gib uns, wonach wir dürsten, ein einiges deutsches Vaterland!“ Aber auch er konnte die Entwicklung nicht aufhalten, durch die das Deutschtum Österreichs in immer härtere Bedrängnis geriet. Durch die Neuerwerbung slawischer Gebietsstelle nach der Auflösung Polens ward Österreich immer mehr zum Vielvölkerstaat, der von dauerndem Nationalitätenhader im Innern bald so geschwächt wurde, daß er dem kommenden schweren Ansturm von außen nicht gewachsen war. In vier großen Kriegen, 1796, 1801, 1805 und 1809 zerbrach der Franzosenkaiser Napoleon die Großmacht Österreich, und mit ihr sank auch das alte Römische Reich deutscher Nation ins Grab. Im Jahre 1806 legte Franz II. die deutsche Kaiserwürde nieder. Noch nicht drei Wochen später wurde in Braunau am Inn, im Geburtsort Adolf Hitlers, der Buchhändler J. Ph. Palm auf Napoleons Befehl erschossen, weil er sich geweigert hatte, den Verfasser der Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ zu verraten. Auf den Festungswällen von Mantua verblutete Andreas Hofer und besiegelte seine Treue zur Heimat Tirol, zu Österreich und dem deutschen Vaterland mit dem Tode. In Wien versuchte der edle Graf Stadion den österreichischen Staat innerlich zu erneuern, so wie es in Berlin der Freiherr vom Stein mit Preußen getan hatte. Aber die Fürsten waren nicht mit dem Herzen dabei, und als das Volk im Jahre 1813 die Ketten der Franzosenthrannei zerbrach, da hangte den Monarchen vor dem brausenden Sturme des herrlichen Völkerfrühlings, und in den Verhandlungen der Diplomaten und Kabinette auf dem Wiener Kongreß 1815 wurde listig das heilige Versprechen zerredet und zerschwaht, das die Fürsten ihren Völkern in der Not gegeben hatten:

Deutschlands Einheit und Freiheit, ein neues Reich. Der österreichische Staatskanzler Fürst Metternich war nur darauf bedacht, die habsburgische Donaumonarchie zu erhalten und wieder groß zu machen, er bekämpfte die ersehnte nationale Einigung aller Deutschen; er wollte nur österreichische Untertanen und ließ alle hart verfolgen und bestrafen, die sich zum großdeutschen Gedanken bekann- ten. Aber noch einmal brach der deutsche Einheitswille in Süd und Nord leidenschaftlich durch im Sturmjahr der großen Volkserhebung von 1848, noch einmal zogen Österreicher und Preußen Seite an Seite 1864 vereint in den Krieg gegen Dänemark zum Schutze der Nordmark Schleswig-Holstein. Doch dann kam 1866 der unglückliche Bruderkrieg zwischen Österreich und Preußen, und im Frieden zu Prag schied Österreich aus dem Deutschen Bunde aus, wurde Österreich — o bitterer Tag! — Ausland! Das Deutsch- tum Österreichs war abgeschnitten vom gemeinsamen Vaterlande, in Österreich selbst aber verlor es immer mehr die Führung. Die Ungarn und die Tschechen erwirkten sich günstige Gesetze und Rechte und ent- deutlichten ihre Gebiete mit aller Zähig- keit. Das rein politische Bündnis zwischen dem neuen Deutschen Reiche und Öster- reich 1879 schützte das deutsche Volkstum in Österreich nicht vor der wachsenden Entrechtung. Wer mehr von dieser un- seligen Entwicklung erfahren will, der lese nach in Adolf Hitlers Buch „Mein Kampf“. Er wird erschüttert erkennen, wie dieser größte Sohn Österreichs, dem schon von den Ahnen her das Bewußtsein von der deutschen Sendung Österreichs ins Blut geboren war, bereits in seiner eigenen Jugend um das von der Zer- setzung bedrohte Deutschum der Ostmark ge- bangt, gelitten und gestritten hat. Klar und scharf erkannte Adolf Hitler in seinem jungen heißen Herzen und seinem kühnen kämpferischen Geiste, daß jede innere oder äußere Loslösung vom deutschen Gesamt- volke den seelischen, aber auch den politi- schen und nationalen Tod Österreichs bedeuten müsse. Der greise Kaiser Franz

Joseph und seine Ratgeber freilich waren solchen Gedanken schon fast ganz entfrem- det, als der furchtbare Weltkrieg aus- brach. Aber mit dem Gelöbnis der Nibelungentreue auf den Lippen und im Herzen zogen die deutschen und öster- reichischen Heere in den größten Kampf der Weltgeschichte und fochten, von ver- bissenen Gegnern rings umstellt, mit einem Heldenmut ohnegleichen, bis sie nach todestrozigem Ausharren — vom Feinde unbesiegt — aber von eigenen verblendeten Volksgenossen verlassen und verraten, zusammenbrachen. Zum ewigen Ehrenmal der österreichischen Truppen sei hier gesagt, daß sie unter ihrem großen Feldherrn Conrad von Hörsendorf sich bis zuletzt nicht weniger tapfer schlugen als die deutschen Soldaten selbst. Im Jahre 1916 schloß Franz Joseph die müden Augen. Er hatte noch durch seine ehr- würdige Persönlichkeit den österreichischen Vielvölkerstaat zusammenzuhalten ver- mocht; unter seinem Nachfolger, dem Schwächling Karl, brach das ungesunde, überlebte Gebilde der Habsburgermonar- chie auseinander. Die deutschen Gebiete organisierten sich als neuer Staat Deutsch- Österreich und beanspruchten nach dem von Wilson verkündeten Selbstbestim- mungsrecht der Völker den Anschluß an das Deutsche Reich.

Ein Volk — Ein Reich! — So ging in jenen Tagen das brennende Verlangen durch das Land. Aber kein Führer war da, der diese Sehnsucht im Kampfe gegen alle Widerstände erfüllen konnte. Der Mann, den das Schicksal zum künftigen Führer des Reiches bestimmt hatte, lag damals, an einer Gasvergiftung fast er- blindet, als schlichter Frontsoldat in einem Lazarett in Pommern. Wie muß dieser Gefreite Adolf Hitler gelitten haben, als er jetzt, in den schwersten Stunden seines Lebens, hörte, daß man seine Hei- mat losriß vom deutschen Mutterboden und ihr die Heimkehr ins Reich ausdrück- lich und für alle Zeiten verbot. Aber das Leiden macht nur den Schwachen schwä- cher, den Starken macht es stärker. So hat auch Adolf Hitler durch Leiden und

Rampf seine unüberwindliche Kraft gewonnen, und deshalb konnte er allein, Österreichs größter Sohn, seine Heimat in letzter Stunde retten vor dem Bolschewismus und all den anderen trüben und volksfremden Mächten, die sie bedroh-

ten. In der höchsten Not erschien er als herrlicher Helfer und machte den alten deutschen Traum zur Wirklichkeit: Ein Volk — Ein Reich — Ein Führer! Dafür aber wird ihm das deutsche Volk bis in seine spätesten Geschlechter danken.

Der Bildschnitzer und sein Sohn

Von Heinrich Zerkowen

Der Bildschnitzer Nikolaus Holm wohnte an einem kleinen Hügelweg dicht unter dem schützenden, steinernen Mantel der alten Stadtkirche. Immer war Geläut um das Haus des Bildschnitzers. Auch wenn die Glocken nicht schlugen, Holm spürte dennoch ihr Schwingen. Und dieses Schwingen hatte sich längst den großen und kleinen Modellen in seiner Werkstatt mitgeteilt: dem lockeren Faltenwurf im Gewande der Lieben Frau, dem tänzelnden Schritt eines Pferdes, gebändig von kühnem Reiter, dem singenden Lachen eines pausbäckigen Engels, der auf kleinen Flügeln schaukelte wie auf einer läppigen Halskrause. In dieser Werkstatt, umtönt vom Geläut der Glocken, hatten schon Holms Vater und dessen Vater geschnitzt an den Madonnen, an den Reitern, an den pausbäckigen Engeln.

Meister Holm konnte zufrieden sein. Er hatte der Väter kunstvolles Erbe übernommen, um es mit fleißigen Händen und liebendem Herzen zu pflegen und zu mehren.

Aber Nikolaus Holm war nicht zufrieden. Etwas trieb ihn, aufgestört durch den Sommerabend, und er wollte es sich nicht eingestehen, weshalb die Unruhe, weshalb die Sorge. Er wollte immer noch glauben: wie der Vater, so der Sohn. Und wenn der Sohn dereinst Vater geworden war, dann wiederum dessen Sohn wie der Vater. Aber Peter dachte anders.

Peter, der Sohn des Bildschnitzers, war vierzehn Jahre alt. Längst schon wußte er Messer, Hobel und Meißel zu

halten. Doch es ging ihm nicht um die Madonnen, um die Reiter und Engel. Auch er spürte wohl tief in sich das Gedröhn der Glocken um Werkstatt und Haus. Doch anders deutete der Sohn den brausenden Schall, der ihn umwitterte gleich Flügeln, die durch alle Fenster brachen. Das glitt und hob und senkte sich auf breiten Schwingen in die truntene Weite des Himmels. Der junge Holm lebte in einer anderen Welt, denn die der Väter. Er war verträumt wie ein Künstler und wach wie einer, der sich nach kühnen Taten sehnt. Er war aus der Art geschlagen.

Der Meister — da er nun langsam dem Hügel wieder zustrebte, an dem sein Haus lag und das die Eisgrube hieß — der Meister dachte schmerzvoll und in Unruhe, wie das enden sollte mit Peter, dem Sohn. Die Eisgrube — Nikolaus Holm hatte sich nie um den Namen und dessen Geschichte gekümmert. Nun aber faßte er mit einemmal nach dem Herzen, weil da auch eine Grube war, angefüllt mit dem Eis der Angst um seinen Sohn.

„Ich will dich überraschen mit meiner Arbeit, Vater“, hatte Peter vor Tagen und Wochen gesagt. „Aber du darfst mein Modell nicht eher sehen, als bis ich dich rufe“, fügte er aufglühend noch hinzu. Der junge Holm liebte die Esche und die Kiefer. Es mußte ein seltsames Modell sein, an dem er arbeitete und wofür er Hölzer von Esche und Kiefer verwandte. Kein Material, das für den Speer eines Reiters paßte, für den flatternden Faltenwurf eines Gewandes, für die

flügelnde Krause der Engel. Aber der Meister würde ja sehen. Und das Geheimnis wäre damit zu Ende. Dann hieße es Farbe bekennen, so oder so, für ihn, für den Jungen und für die Mutter.

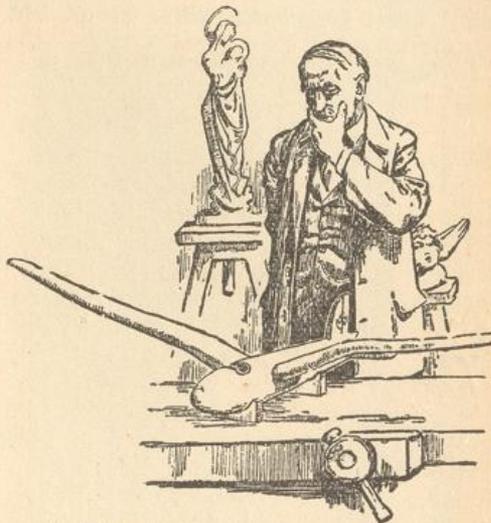
Denn auch die Mutter wußte um das, was noch unausgesprochen zwischen Vater und Sohn stand. Sie schien sogar um einiges mehr zu wissen, als der Meister. Denn manchmal fing Vater Holm einen Blick der Mutter auf, der zögernd und ein wenig besorgt um den Jungen strich, nicht eben ängstlich zu nennen, eher zärtlich und irgendwie schmerzlich gespannt zugleich.

Gewiß, es war eine andere Zeit gekommen, eine glücklichere, eine, die wieder aufatmen ließ nach Jahren der Sorge und des fühlbaren Mangels. Eine Zeit, die auch dem edlen Handwerk des Meisters sich wieder juneigte. Denn wasbrauchten die Menschen dringlicher, als den Speer des kühnen Reiters, den frommen Schutz der Lieben Frau und das befreiende Singen zum Lobe des Herrn? Was seit langen, bösen Jahren verfehmt und in Acht getan schien, dem hatte die neue Zeit ein neues Recht zu eifernder Sendung geschenkt: die deutsche Kunst. Und der junge Peter Holm, dem die Gnade der Gestaltung wohl verliehen schien, er hätte unter des Meisters kundiger Hand einen geraden Weg beginnen können.

Wie dies nun alles dem Bildschnitzer durch den Sinn ging, langte er — ein wenig mutvoller über den Schluß seiner Gedanken — zu Hause an. Gut, er würde warten, wie der Sohn es wollte. Freilich, die Modelle vom Vater, vom Großvater her, waren ein wenig alt, zugegeben. Aber sie waren, vielfach erprobt, geschnitten nach dem unverfälschten Vorbild aus hohem Gestühl mittelalterlicher Dome. Wenn auch der Meister nicht zugeben konnte, daß sich da im Urteil der Menschen Entscheidendes zu ändern vermöchte — immerhin, eine junge Mannschaft will ihr eigenes Fähnlein aufpflanzen. Gut, man würde ja sehen — und sich dann entscheiden.

Das Lorschloß am Hause des Bildschnitzers Nikolaus Holm war schwer und

großklotzig. Es ging nicht ohne Knirschen ab, wenn einer solche Tür öffnete, durch die schon die ganze Sippe in langer Geschlechterfolge ab- und zugewandert war. Heute aber, als der Meister die Tür aufstap, da war ihm, als verlösche in der Werkstatt, die auf geradem Wege zum Hofe



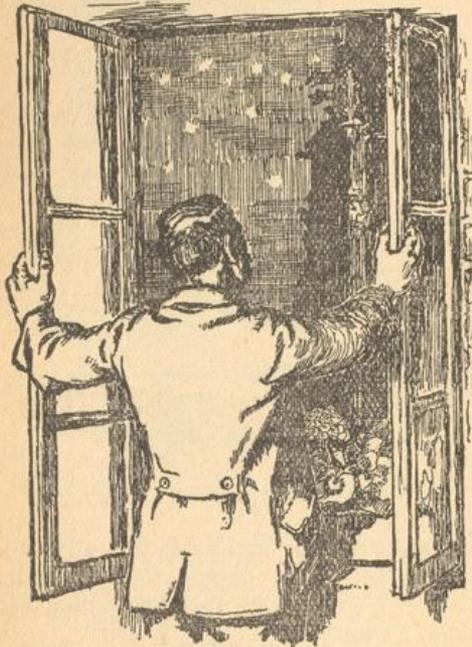
Der Meister stand und wagte sich nicht zu rühren.

lag, als verlösche dort rasch und eilig ein Licht. Und dann gingen auch Schritte, leise — hastig. Das war der Sohn, der junge Holm.

Der Meister, irgendwie ruhiger, ja versöhnlich gestimmt, obgleich äußerlich nichts geschehen war, das eine gegenläufige Haltung beansprucht hätte, lächelte und verhielt schweigend. Der Junge sollte nicht merken, daß der Vater ihn gehört hatte. Er sollte vielmehr denken, sein Vater sei noch nicht daheim. Die Überraschung des Jungen oder die Überraschung des Vaters — wie man will — sollte nicht gestört werden.

Die Überraschung — das Modell — die Entscheidung! Der große Schlüssel in der Hand des Meisters wurde heiß wie flüssiges Eisen. Der alte Holm verhielt noch immer, er hörte sein Herz wie einen Hammer schlagen. Stille. Irgendwo im Hause fiel leise eine Tür ins Schloß, der Weg zur Werkstatt lag frei.

Langsam, Schritt für Schritt, ging Nikolaus Holm der Werkstatt zu. Er hatte sich nicht getäuscht, das Tor war nur angelehnt. Es war so weit. Da stand nun Holm im offenen Bogen, Licht flammte auf. Ein Blick, ein langer Blick — aber nichts war zu sehen, das sich dem Auge nicht schon dargeboten hätte in all den



Nikolaus Holm öffnete weit das Fenster und das Heer der Sterne zog über ihm.

Jahren, die Nikolaus Holm auf Erden lebte. Es roch nach Leim und Farbe und nach gutem, altem Holz. Mit herbem Duft atmeten die frischen Holzspäne heutiger Arbeit, die beiseite gekehrt lagen. Und von den Brettern an den Wänden schauten vertraute Gesichter: das Gipsmodell eines Reiters, eine gotische Madonna, ein singender, pausbäckiger Engel. Zögernd schritt der Meister die Bänke entlang, wachsam, ruhig, seltsam gefast, ein wenig enttäuscht sogar. Nichts Fremdes war in der Werkstatt zu sehen, aufgeräumt stand jeder Arbeitstisch.

Aber dort — in der äußersten Ecke, dicht am großen Fenster — da stand es: das neue Modell. Es nahm den ganzen

Fisch ein. Alles war fortgerückt vor diesem Modell, das breit und ausladend die Flügel spannte, nichts anderes neben sich dulddend als eines nur: die neue Zeit, die neue Jugend! Ein fremder Gast war in die Werkstatt Meister Holms eingezogen: „Typ Brunau 9“ stand ihm in der ungelentken Jungenschrift Peter Holms an den hellen Leib gemalt.

„Typ Brunau 9.“ Nikolaus Holm sagte es laut vor sich hin. Das war alles. Wollte Peter, sein Sohn, einem Reiter den Speer schneiden, so wurde ein Flügelholm daraus. Die Krausen der Engel aber und die Falten barocker Gewänder formten sich ihm zu geschwungenen Spieren eines Tragdecks: die neue Zeit, die neue Jugend!

Ein Beben lag in der Luft wie vom Gedröhn ungezählter Glocken. Und der Meister stand und stand. Er wagte nicht, sich zu rühren. Da verhieß neben ihm sein Vater und dessen Vater, und beide blickten über seine Schulter zu dem neuen Modell hin, das Einzug gehalten in ihre vertraute Werkstatt der Reiter, der Madonnen, der pausbäckigen Engel. Versank eine alte Zeit, um einer neuen Platz zu machen? Hatten drei Generationen nicht fest genug zusammen gehalten, daß eine vierte ausbrechen könnte? Lautete also das Geheimnis des Knaben, der verträumt wie ein Künstler war und wach wie einer, der sich nach kühnen Taten sehnt? Mußte der so aus der Art schlagen? Die Eisgrube — angefüllt mit dem Eis der Angst um den Sohn, lag steinern in des Meisters Brust.

Nikolaus Holm legte die Hand vor die Augen. Das neue Modell jedoch blickte ihn auch durch die verdeckenden Finger hindurch an. Und jetzt — was war das — jetzt tönten die schwingenden Glocken und brausten gleich Flügeln, die durch alle Fenster brachen: der fliegende Mensch! Woher kam das Wort? Und nun rief jemand, wie eine Fanfare, überlaut, rief einen Namen in die Werkstatt hinein: Leonardo da Vinci! Und der Bildschnitzer sah traumesdunkel eine blasse Zeichnung vor sich auftauchen: die Anatomie eines

menſchlichen Körpers, hauchdünne Schat-
tenflügel an den Schulterblättern, der
fliegende Menſch, die Sehnsucht Leonar-
dos, des göttlichen Malers! Ihr kühnen
Reiter, ziehet mit — ihr Madonnen, hell
gemalt auf ſeidenem Tuche, flattert voraus
— ihr Engel, flügelnd auf ſchwanken
Kraufen, kündet, kündet, kündet einer
neuen Zeit ihre neue Jugend: der flie-
gende Menſch Leonardos, des Meisters
unter den Meistern, iſt Wahrheit, iſt
Gegenwart geworden!

Leise verſchloß Nikolaus Holm die
Werkſtatt. Leise ſtieg er die Treppe hoch
und kam in den Raum, darin Mutter und
Sohn ſchliefen. Er ſah ſie an und weckte
ſie nicht. Er öffnete aber weit, weit das
Fenſter, und das Heer der Sterne zog
über ihm. Die gleichen Sterne hatte ſein

Vater geſehen und deſſen Vater und der
älteſte Sohn ſeines Geſchlechtes. Nun
leuchteten ſie dem Enkel. Und ſie hoben
ihn ganz zu ſich hinauf, die neue Zeit, die
neue Jugend. Wollte Peter einem Reiter
den Speer ſchneiden, ſo wurde ein Flü-
gelholm daraus. Die Kraufen der Engel,
die Falten eines Gewandes, ſie wurden
zu geſchwungenen Spieren eines Trag-
decks . . .

Denn alles iſt Sehnsucht, Sehnsucht —
ihr Sterne!

„Typ Brunau 9“, ſprach tief im Traum
der Knabe.

„Angenommen!“ ſprach laut in die Zeit
der Meister.

Über der Eisgrube, unter dem ſchützen-
den, ſteinernen Mantel der Stadtkirche
ſtrahlten die jungen Sterne.

Des Müllers Geiſtesgegenwart

Von Joſef Windler

Der Beſitzer der Brodmühle, der von
Freeren ſtammt, war ein verſchlage-
ner Schmuggler, der mit ſechzig Pferden
von der Emsmündung herunter aus dem
Norden Schmugglerwaren bezog, da Hol-
land unter Napoleon beſetzt war. Einmal
beſetzten die franzöſiſchen Hufaren in voller
Schwadron hinter ihm her: da jagte der
kühne Mann mit ſeinen Knechten über
die Heide hin und gelangte noch recht-
zeitig in die weiten, undurchdringlichen
Wälder ſeiner Brodmühle, wo die
Schmuggelware rechts wie links in
Stapeln in die Eichen flog, auf daß die
also erleichterten Wagen ihre Schnellig-
keit verdoppelten, bis die Häſcher vor ohn-
mächtiger Wut dreinknallten, ſchoſſen
wie bei einem regelrechten Feuergeſecht und
Gaul um Gaul zu Boden ſtolperte —
aber die koſtbare Ware lag gerettet im
Wald!

Nach der Überlieferung iſt hier auf der
einfamen Brodmühle in tiefverſchneiter
Weihnacht, da alles Gefinde ſamt der

Hausfrau in der Netze war, ein weit
ſchlimmerer Überfall geſchehen, der an die
berüchtigten Bodreiter gemahnt. Denn
nach einer beſtimmten Sage ſoll Schinder-
hannes, als ihm der Hundsriick zu heiß
geworden, ſelber mit acht im Handwerk
erfahrenen Spießgeſellen, da er von den
reichen wandernden Händlern gehört,
dieſen Hauptſtreich ausgeführt haben, der
heute noch unvergeſſen iſt. Aber wie dem
auch ſei, in der Weihnacht kletterte eine
Anzahl unbekannt gebliebener Männer
über die Säune und drang in den Wagen-
ſchuppen, wo ſie den ſchwerſten Wierſel-
baum als Sturmbalken über ihre Schul-
tern hoben. Plötzlich erdröhnte die dunkle
Brodmühle, — der Rammer donnerte
gegen die verſchloſſene Eichentür des
Hauſes, indem die darunterſtehenden
Männer auf leiſes Kommando vor- und
zurückſchritten, ſo daß der ſchwere Balken
in wippendem Schwung hin- und herſlog.
Der Brodmüller war allein mit einer
Magd in den Betten geblieben. Sofort

erkannte er die Gefahr, schloß schnell die Luke zum Unterhaus und griff nach seinen Pistolen, indes die Magd mit einem Brandhorn ausgerüstet wurde, um durch die oberste Luke, draus es weithin schallen mußte, Hilfe herbeizututen. Drunten gab die mit zwei dicken Eisenstangen kreuzweise verrammelte Haustür keinen Zoll nach, wie heftig auch die ganze Vorderwand mitterschüttelt wurde, daß sogar die Kommoden oben auf der Schlafkammer summten und brummten. Der Brodmüller streckte nun zunächst seinen Kopf vorsichtig aus dem Fenster — er hütete sich wohl, Licht zu machen und ein Ziel zu geben — um in den Hof mit scheinbar noch verschlafener Stimme hinab zu fragen: „He da — wer klopft so laut? Was gibt's?“ Er wollte nur erkunden, wie viel Mann auf dem Steinpatt dort ständen; aber ein schrecklicher Stoß verschlang seine Stimme und blindlings schoß er mit beiden Pistolen zugleich, die er weit auseinander hielt, auf die leuchtenden Schatten hinab, damit es aussehen sollte, als ob zwei Verteidiger anrückten! Doch kein Aufschrei erscholl, im jachen Blitz der Schüsse wurde er nur selber geblendet, sie schienen beide fehl gegangen — nicht mal ein Drohen oder Fluchen unterm Krachen antwortete. Da begann die Magd aus der Brandluke zu blasen. Die Stöße donnerten wilder und wüster gegen die Haustür, die jeden Augenblick aus den Angeln bersten mußte, alle Pfosten bebten im Fachwerk. Die stark vergitterten Fenster waren unangreifbar; es galt nur diese Bresche zu reißen, und das wußten die Räuber zu gut, von denen zwei als Aufpasser draußen am Weg postiert sein mußten; denn unverständliche Signalpfeife trieben die vor der Tür Anrennenden zur Beschleunigung und Verdoppelung ihrer Arbeit an, daß die Stöße sich jetzt folgten im Stockdunkeln, wie wenn ein rasendes Einhorn Einlaß begehrte. Nur einen donnernden Klumpen, unheimlich leuchtend, konnte der Brodmüller gewahren, da er sich mehr an die Dunkelheit gewöhnt; aber er hatte nur noch zwei Schuß und zielte mit höch-

ster Anstrengung, ohne zu zittern, mitten in den Schattenkloß hinein, traf denn Vordermann, der gleich zusammenstürzte, das Stoßen stockte und — hieb wütender ein! Den letzten Schuß galt es nun aufzuspüren zur eigenen Lebensverteidigung, und so antwortete der Brodmüller nicht mit abermaliger Kugel, selbst als die Tür nachgab und die Kerle im Haus waren. Die Magd blies oben noch ununterbrochen wie ein Posaunenengel des jüngsten Gerichts; der Brodmüller riegelte die Kammer, drin er nun gefangen saß, inwendig ab und fand keinen anderen Plan, als sich mäuschenstill zu halten, die geladene Pistole mit gespanntem Hahn am klopfenden Herzen. Er hörte bereits viele Schritte die Treppe hinauf, erkannte deutlich das Knarren der sechsten losen Stufe, noch immer fiel kein Wort, als drängen schweigende Bestien ins Haus. Gerade dies wortlose Toben habe ihm die Haare zu Berge getrieben! Wenn sie die Luke jetzt aufstießen, war der vorletzte Widerstand besiegt, und die Gefahr schwoll ihm dräuend auf den Leib. Und dann wußte er nicht mal, wo sie steckten, ob sie überhaupt die Luke entdeckt hatten; aber sie mußten sich doch selber sagen, daß es gar keinen andern Zugang gebe, um ins Obergeschloß zu gelangen. Vielleicht auch begnügten sie sich mit der Plünderung des Unterstocks, weil im Schlafzimmer oben doch keine Schätze verborgen liegen würden! Vielleicht auch mutmaßten sie gerade in den Schlafkammern die Schätze, die der Hausherr bewache — aber die Gewißheit, verloren zu sein, sollte ihn früh genug niederschmettern, denn er gewahrte auf einmal Lichtschein durch die Türriße, er mußte also die Sprengung der Luke in Todesangst bereits überhört haben oder hatte in seiner Verwirrung sie gar nicht richtig verhaßt — sie suchten schon auf dem Flur nach seiner Tür und schleppten die Magd, die wie ein Schwein in kreischenden Rehklopfstönen schrie, soeben aus ihrem Stand herunter, und er hörte sie dicht vor seiner Tür heiser gurgeln und winseln, mit den Fersen nur noch den Boden klopfend, wie sie furcht-

bar geknebelt wurde und erstickte. Da preßte der Schweißgebadete ein Auge vors Schlüsselloch und sah den runden Kopf eines Mannes in nur wenigen Spannen Entfernung, hielt die Pistole genau in Richtung vor, drückte ab und jagte die Kugel mit kurzem Feuerstrahl durch den Schädel des Würgers. Nun erst erscholl die erste fremde Männerstimme im Hause: „Hier sitzt der Hund!“ Aber die Lichter loschen. Der Brodmüller drückte sich instinktiv an die Türrahmung zur Seite, und zwei, sechs, zwölf, zwanzig Kugeln durchlöchernten wie eine Schießscheibe die dünne Füllung. Sie fielen nach ihm mit peitschendem Todesknallen und wagten den Sturm nicht ohne gründliche Vorbereitung, aber der Brodmüller riß drinnen im Nu auch den zweiten Fensterflügel noch auf, warf sein Federbett nach unten, seine Pantoffeln drauf und kroch hinter eine kleine Tapetentür. Raum saß er hier geduckt im Dachwinkel, brach die Tür und sie drangen ein, rissen Windlichter unter den Jaden vor und sahen beide Fenster sperrweit offen stehen, stürzten blindwütig durchs leere Zimmer, schauten hinab und riefen: „Er ist rausgesprungen, ins Bett — seine Pantoffeln liegen noch drauf!“ Ohne in der wilden

Bewirrung die große Höhe zu bemessen, da auch die Zeit drängte, denn von der Mette konnten jeden Augenblick die Nach-



Sie schleppten die Magd soeben aus ihrem Stand herunter.

barn und Knechte zurückkommen. So rettete den Brodmüller ein phantastischer Einfall wie in einem orientalischen Märchen.

Ein Stücklein vom Bachgottsfrieder

Von Emil Seitter

Der Bachgottsfrieder war ein lustiger Bauer, der sich auf seinen Kopf verlassen konnte. Einmal aber meinte er doch, sein Kopf habe ihn verlassen. Und das war so:

An einem tauglänzigen Julimorgen wanderte unser Frieder kreuzfidel auf Grumbach zu. Dort hatte er vom Diesennichel ein Kalb gekauft, das auf Ehr wohl das Doppelte wert war. Das wollte er jetzt holen.

In munterem Trott zottelte der Hektor nebenher, selber fast so groß wie ein Rälblein. Der sollte der Treiber sein.

Gleichförmig und eintönig führte das sonnigstaubige Landsträßlein seine zweieinhalb Stündlein auf und ab. Kirchturmspitzen und Wirtshäuser ließ es weit draußen zur Linken und Rechten liegen. Nur einige Brazeläpfel- und Bäumstirnbäume standen zu beiden Seiten und zeigten an, daß es an diesem heißen Sommertag auch noch irdengwo kühlen Schatten gäbe.

Der Bachgottsfrieder schritt rüstig fürbass, dämpfte sein Pfeislein und freute sich des guten Handels.

Der war auch bald abgeschlossen, und der Frieder hätte wieder heimwärts pil-

gern können. Daß aber solche Geschwindigkeiten bei Landleuten sich nicht immer in die Praxis umsetzen lassen, das begreift jeder, der diese besonderen Umstände zu würdigen versteht.

Da war der Weg schon viel zu weit, das Sträßlein viel zu heiß, die große



Der Frieder sprang mit seiner Last auf und davon.

Wirtsstube zu kühl, der Wein zu gut, und die Freude des Wiedersehens mit alten Freunden zu groß, als daß man sich hätte nur so umkehren können.

Und so kam es, daß schon die Hühner auf der Stange saßen, als unser Frieder heimzu steuerte. — Heiter war er gekommen — heiter schob er selbtritt wieder ab. Und daß er diesmal heiter war, das konnte man an dem schiefen Hüttlein sehen.

Die Luft war schwül geworden und drückte bleischwer auf das ausgetrocknete Land. Den Frieder hätte sie auf die Knie zwingen mögen, ja, am liebsten wäre er längelang ins Gras gelegen. So schwer waren ihm Kopf und Beine. „Wer hindert dich daran?“ sagte er zu sich am letzten Bündel und streckte sich am Wegrain

hin. Er band mit dem Halsstrick der Rälblein die Vorderbeine zusammen, legte es zu seinen Häupten ins Gras, und faltete sich die Hände über dem Bauch.

„Amen“, sprach da der Wettergott und wickelte sich mit sichtlich Freude die Hemdsärmel nauf. Dann ballte er drüben überm Siehdichfür riesige graue Wolken mit gefährlichen gelben Rändern zusammen. Immer höher türmte er sie auf; immer mehr kamen dazu. Sie überstürzten sich, quollen da und dort her, und bald war es stockfinster, wie in einem ausgepichteten Faß.

Das war die stille Einleitung. Dann aber ging's gleich richtig los. Mit eins stand die ganze Gegend taghell in einem schwefelgelben Schein. Dann folgte ein Krach, daß die Erde schüttelte. Ein Sturm brauste daher, daß die Bäume sich fast zur Erde bogen, und ein so dichter Regen trommelte nieder, daß man meinte, der ganze Himmel hinge voller Blodenseile.

Erschrocken fuhr unser guter Frieder aus dem Schlaf. Mit einem Schlag war alle Müdigkeit wie weggeblasen. Mit raschem Griff langte er über seinen Kopf rückwärts, erwischte zwei Paar Beine, zog sie sich über die Schultern herab und sprang mit seiner Last auf und davon in die Finsternis hinein. Er rannte und rannte, als ob der Teufel selber hinter ihm her wäre.

Endlich stand er vor seiner Stalltür, stieß sie auf, warf seine Bürde eilig hinein und rannte die steile Stiege hinauf zu seinem Weibe, das in seinen Ängsten den Wetterseggen gerade zum siebenten Male las.

Bis daher war nun das Erlebnis des Bachgottfrieders wohl ein bedauerliches aber nicht gerade ungewöhnlich. Und ich hätte es gewiß nicht dem „Sinkenden“ erzählt, wenn nicht noch zweierlei nachzutragen wäre.

Erstlich: Als die Bachgottfriederin am andern Morgen in den Stall hinabstieg, um dem Rälblein die Tränke zu bringen,

lag auf der Streu der Hektor und winselte der Bäuerin freudig entgegen. Ein Kälblein war jedoch nirgends zu sehen.

Zum andern: Nach einigen Tagen kam das Gerücht ins Dorf, daß nach jener Nacht ein Handwerksbursche, der mit dem

frühesten Morgen Grumbach zuwanderte, ein Kälblein mit zusammengebundenen Vorderbeinen am Wegrand haben liegen gefunden. Er soll es nach Grumbach hineingetrieben und dort dem Metzger verkauft haben.

Wir und die Zeit

Von Fritz Kaiser

Wer könnte in einem Kalenderbuch blättern, ohne über die Zeit nachzusinnen? Und wer fühlte dabei nicht, daß sie ein großes Geheimnis ist, die Zeit? Unendlich groß und auch unendlich klein, unaufhaltsam dahinstürmend und doch auch ewig verweilend, ewig jung und doch ohne Anfang und ohne Ende, je nachdem man sie betrachtet. Ja, sie ist ein unlösbares Rätsel für uns Menschen, die Zeit; und doch hören wir nicht auf, immer von neuem darüber nachzusinnen.

Ein Menschenalter, was umschließt diese Spanne Zeit doch eine Fülle von Glück und Unglück, Arbeit und Mühe, Hoffen und Zagen, Lust und Weh. Und doch ist es nicht mehr als ein Augenblick, wenn wir daran denken, daß unser ganzes Leben nur ein einziges Glied jener Geschlechterkette der Ahnen und Enkel ist, die nach rückwärts und vorwärts weit in endlose Fernen reicht.

Ein Menschenalter, wie wenig ist es, wenn wir daran denken, daß die Bretter eines Sarges aus Stämmen geschnitten werden, die drei Menschenalter wachsen mußten, bis sie schnittreif waren. Ein Menschenalter, wie viel aber ist es, wenn wir uns aus der Gegenwart nur um diese kurze Spanne Zeit zurückversetzen in eine Vergangenheit, die weder Flugzeug noch Raftwagen, weder elektrisches Licht noch elektrische Kraft, weder Film noch Rundfunk kannte.

Was aber bedeutet wiederum ein Menschenalter im Seitenraum eines Völker-schicksales, des Schicksales eines Volkes, das wie das deutsche, halbe Menschenalter lang sich selbst zerfleischt hat in religiösen

Bruderkriegen. Eines Volkes, das Jahrhunderte dazu gebraucht hat, um sich wenigstens in ein paar Kernfragen seines Schicksals auf sich selbst zu besinnen, und das Jahrhunderte dazu verschwendet hat, in die Sterne zu schauen, während andere Völker diese Welt unter sich aufteilten.

Wie schwer aber muß dann doch auch jeder Tag und jede Stunde im Menschenalter eines einzigen Mannes wiegen, den der Ewige dazu berufen hat, ein solches Volk aus seinen Träumen zu wecken, und dem er Kraft und Willen verliehen hat, dieses Wunder im Bruchteil eines Menschenalters zu wirken und zu vollenden und damit den Grundstein eines Jahrtausends zu legen!

*

Ja, darauf kommt es an: daß wir nicht blind sind für die Größe unserer Zeit und die Größe des einen Mannes, der sie meistert und gestaltet.

Daß wir etwas davon verspüren, wie sehr die Menschen schon in 50, 60 Jahren uns darum beneiden werden, Zeitgenossen dieses einen Mannes gewesen zu sein.

Daß wir etwas davon erahnen, wie sehr es seit Jahrhunderten die Sehnsucht der größten und weitschauendsten Deutschen gewesen ist, Zeitgenossen der kommenden großen deutschen Schicksalswende zu sein.

In diesem einen Menschenalter der Erfüllung dürfen wir leben. Man mag sagen, auch dieses Menschenalter ist in seiner Dauer nicht mehr als ein Tropfen im Meer der Ewigkeit. Und doch um-

schließt dieses unser Menschenalter den Sinn aller Opfer, die im Glauben an die deutsche Zukunft seit tausend Jahren gebracht wurden; umschließt Werk und Leben jenes Mannes, in dessen Namen die Deutschen aller kommenden Jahrhunderte kämpfen und siegen werden. Ja, so groß ist unsere Zeit und so groß das Glück, in ihr leben zu dürfen.

Auch darauf kommt es an, daß wir nicht vergessen, wie nahe unser Volk — und damit im letzten Grunde jeder einzelne von uns — dem Untergange und dem Verderben war. Ein paar Jahre erst sind vergangen seit Deutschlands tiefster Erniedrigung und größter Not. Mitten in einem von der ganzen Welt gepriesenen „Zeitalter des Fortschrittes“ sollte ein großes Volk das Recht und den Mut zum Leben verlieren, nachdem es Freiheit und Ehre schon preisgegeben hatte.

Wuchs nicht von Monat zu Monat das Millionenheer der Verzweifelten, die jeden Tag ihr sinnloses Leben und das ganze „Zeitalter des Fortschrittes“ verfluchten? Hatten sich nicht Millionen schon verschworen, keinem Rinde mehr die Last des Lebens auf dieser Erde aufzubürden? Hielt nicht der Tod in dieser Gestalt bei unserem Volke reichere Ernte als in früheren Jahrhunderten die Pest? Hatten sich nicht schon sehr viele Deutsche müde damit abgefunden, Söhne eines sterbenden Volkes zu sein? Und heute? —

Heute schaut rings um uns die Welt immer wieder von neuem gebannt auf das Wunder, das sich in der knappen Zeit von sechs Jahren an Deutschland vollzogen hat. Von allen Seiten reden sich die Hälse nach Deutschland herein, um das Geheimnis dieser Wandlung zu enträtseln.

Es wird nicht geheim gehalten und gehütet vor den Augen der Welt, dieses Geheimnis; und doch kann es keiner enträtseln. Es heißt: Adolf Hitler.

Das ist das Geheimnis: Der Mann

mit einer Willenskraft, die von Hundertmillionen verspürt wird.

Der Mann, in dem die Geschichte seines Volkes so lebendig und allgegenwärtig ist wie bei uns Durchschnittsmenschen die Hauptstation unseres eigenen Lebens.

Der Mann, der in Jahrzehnten und Jahrhunderten denkt, wo andere von Empfindungen des Augenblicks beherrscht werden.

Der Mann, der aus tausend Aufgaben, die seiner warten, immer die wesentlichste in dem Augenblick herausgreift, in dem sie gelöst werden kann.

Der Mann, der den Mut hat, auch als Staatsmann „gefährlich zu leben“, aber auch die volle Verantwortung dafür zu tragen.

Der Mann, der Gefahren für sein Volk lange vorausfühlt, bevor sie ernstlich drohen, und der ihnen deshalb im geeigneten Augenblick immer mit Härte und Entschlossenheit begegnen kann.

Der Mann, der einem Millionenvolk das beglückende Gefühl der Geborgenheit geben kann und der dafür von diesem Volk ein Übermaß von Liebe und Treue empfängt wie keiner vor ihm.

Das sind die Geheimnisse der deutschen Schicksalswende.

Völker rings um Deutschland, die von großen Männern gelenkt werden, haben heute schon den Gleichschritt aufgenommen mit unserer jungen, starken Nation zum gemeinsamen Marsch in eine große Zukunft. In anderen regt sich trotz des tausendfach von Fremden geschürten Hasses, trotz aller Lüge und Verleumdung immer mehr das Gefühl der Achtung und Ehrfurcht vor dem übermenschlich großen Werk Adolf Hitlers. Nicht zuletzt aber auch schon jene tiefe, ernste Führersehnsucht, deren endliche Erfüllung für uns Deutsche der Gegenwart größtes Glück und höchster Inhalt unseres Lebens geworden ist und bleiben wird.

Verantwortlich für den Inhalt: Franz Sittler, Freiburg i. Br. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Franz Benz, Jahr 1. B. Mindestauflage Jahrgang 1989: 284 000. Verl. Nr. 4 gültig. Verkaufspreis 50 Rpf. Druck und Verlag Moritz Schauenburg, Jahr 1. B. G. 4. 8. 1938.